

Wehlauer Heimatbrief

Sonderausgabe

1985



Vor 40 Jahren – Flucht und Vertreibung

Grundgesetz vom 23. Mai 1949

Präambel

Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen, von dem Willen beseelt, seine nationale und staatliche Einheit zu wahren und als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen, hat das deutsche Volk in den Ländern Baden, Bayern, Bremen, Hamburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Schleswig-Holstein, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern, um dem staatlichen Leben für eine Übergangszeit eine neue Ordnung zu geben, kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt dieses Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland beschlossen. Es hat auch für jene Deutsche gehandelt, denen mitzuwirken versagt war. Das gesamte deutsche Volk bleibt aufgefordert, in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands zu vollenden.

Satzung der Landsmannschaft Ostpreußen

Präambel

Die Landsmannschaft Ostpreußen ist der Zusammenschluß der Ostpreußen und setzt Ostpreußen in seiner Gesamtheit und in seinen Stadt- und Landkreisen fort.

Sie fordert für die angestammte ostpreußische Heimat, von der die Ostpreußen seit dem Jahre 1945 unter Bruch des Völkerrechts und Verletzung der Menschenrechte getrennt sind, die Wiederherstellung des vor der Vertreibung und Okkupation bestehenden staatsrechtlichen Rechtsstandes.

Sie erstrebt das Recht auf Selbstbestimmung und das Recht auf die Heimat als ein jedem Volk unantastbares Recht in dem Bewußtsein, daß ein menschenwürdiges und friedliches Zusammenleben der Völker nur auf dem Boden des Rechts, nicht der Gewalt möglich ist.

Satz und Druck: Lemhoefer u. Krause

Buch- und Offsetdruck, Hameln

Verlag: Kreisgemeinschaft Wehlau e.V.

Redaktion: Rudolf Meitsch, Körnerstr. 11, 3000 Hannover 1

Inhaltsverzeichnis

| | | |
|--|-------|----|
| Grundgesetz vom 23. Mai 1949 - Präambel | Seite | U2 |
| Satzung der Landsmannschaft Ostpreußen - Präambel | Seite | U2 |
| Vor 40 Jahren - Flucht und Vertreibung | Seite | 1 |
| Die Vertreibung hat kein neues Recht geschaffen | Seite | 2 |
| Die Ausgewiesenen | Seite | 3 |
| Rechtsverwahrung | Seite | 4 |
| Militärische Operationen in Ostpreußen seit Januar 1945 | Seite | 7 |
| Foto: Panzerfahrzeuge auf ostpreußischem Boden | Seite | 9 |
| Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung vor der Roten Armee | Seite | 10 |
| Foto: Endlose Flüchtlingstrecks auf den ostpreußischen Chausseen | Seite | 13 |
| Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung | Seite | 13 |
| Foto: Treckwagen auf dem Haffes | Seite | 17 |
| Foto: Treckwagen am Haffufer | Seite | 17 |
| Übergriffe und Gewalttaten der sowjetischen Truppen | Seite | 21 |
| Foto: Erschlagene Bauern | Seite | 21 |
| Foto: Zusammengeschossener Treck | Seite | 23 |
| Foto: Reste eines Trecks | Seite | 28 |
| Das Schicksal der Deutschen im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens | Seite | 29 |
| Foto: Auf der Flucht | Seite | 35 |
| Foto: Das häufige Ende einer Flucht | Seite | 35 |
| Foto: Ortsschild Nemmersdorf | Seite | 36 |
| Nemmersdorf | Seite | 36 |
| Foto: Erschlagene Kinder in Nemmersdorf | Seite | 37 |
| Foto: Frauen in Nemmersdorf, vergewaltigt, erschossen, erschlagen | Seite | 38 |
| Flucht aus dem Kreis Wehlau von Königsberg weiter über See | Seite | 39 |
| Foto: Flucht über die Ostsee | Seite | 41 |
| Die Flucht aus Grünlinde, Kirchspiel Grünhay | Seite | 44 |
| Foto: Zusammengeschossener Treck | Seite | 45 |
| In Großudertal nach 1945 | Seite | 47 |
| Foto: Auf der Flucht | Seite | 51 |
| Arbeits- und Lebensverhältnisse im Kreis Wehlau bis 1947 | Seite | 52 |
| Foto: Ein Treck auf der Frischen Nehrung in Richtung Danzig | Seite | 53 |
| In Karwerningken von März 1946 bis September 1948 | Seite | 57 |
| Das Ende des Dorfes Köthen | Seite | 61 |
| Foto: Flucht über das gefrorene Haff | Seite | 64 |
| Charta der deutschen Heimatvertriebenen | Seite | 65 |
| 40 Jahre danach - Trauer und Besinnung | Seite | 67 |
| Spendenaufruf | Seite | 68 |
| Werbung Ostpreußenblatt | Seite | 68 |
| Ein Testament ist notwendig | Seite | U3 |
| Buchempfehlungen | Seite | U4 |

Vor 40 Jahren – Flucht und Vertreibung

Diese Sonderausgabe unseres Heimatbriefes soll daran erinnern, was in den letzten Monaten des 2. Weltkrieges und danach in Ostpreußen – besonders im Kreis Wehlau – geschah.

Warum? werden viele fragen; warum diese schrecklichen Erinnerungen wieder wachrufen, warum alte Wunden wieder aufreißen? Zwei Drittel unseres Volkes, alle die um die 40 Jahre alt und jünger sind, haben das Ende des Krieges nicht mehr selbst erlebt. Da erscheint es gut, ihnen die Geschehnisse bei Flucht und Vertreibung bewußt zu machen. Die berechnete Forderung, den jungen Menschen geschichtliche Zusammenhänge, Entwicklungen und Ereignisse lebendig zu machen und sie damit zu befähigen, aus der Geschichte zu lernen, gilt auch für das Flucht- und Vertreibungsgeschehen.

Es lebten in Ostdeutschland und in Ostmitteleuropa rund 15 Millionen Deutsche, die zum allergrößten Teil vertrieben wurden. Weit über zwei Millionen Deutsche kamen in den Vertreibungsgebieten auf der Flucht, während des Krieges und bei der Vertreibung ums Leben oder gelten als vermißt.

Mit diesen Zahlen wollen wir aber keine Aufrechnung verbinden. Zu einer tragfähigen Partnerschaft mit unseren osteuropäischen Nachbarn gehört aber das Offenlegen aller historischen Tatbestände.

Die Vertriebenen waren und sind keine Illusionisten; politisch haben sie den Beweis dafür schon 1950, fünf Jahre nach dem Krieg, mit ihrer Charta erbracht, in der sie feierlich auf Rache und Vergeltung verzichten und dazu aufrufen, mit Hand anzulegen, damit aus Schuld und Unglück, Leid und Elend der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird. Unser Ziel ist ein freies Deutschland zusammen mit einem freien Polen in einem freien Europa. Dann sollen Grenzen keine Rolle mehr spielen, sondern zu Demarkationslinien degradiert werden können. Wir müssen darum alles dafür tun, daß die Freiheit der freien Völker bewahrt und gesichert wird und daß all die Völker, die heute unfrei sind, Mitglieder eines Europas der freien Vaterländer werden können.

Wir haben in diesem Heft im ersten Teil allgemein die Vorgänge dargestellt, die sich in Ostpreußen vollzogen, um auch jüngeren Menschen die Ereignisse im Kreis Wehlau verständlich werden zu lassen. Dann folgen Berichte, die den Kreis Wehlau unmittelbar berühren. Wir bitten die älteren Leser des Heimatbriefes dieses Heft auch den Kindern und Enkeln in die Hand zu geben. Wir hoffen, daß sich dabei auch Gespräche zwischen Jung und Alt ergeben, die den Jungen Erkenntnisse vermitteln, die für die Gestaltung einer friedlichen Zukunft in Freiheit wichtig sind.

RM.

Jeder Mensch hat ein Recht auf angestammte Heimat, und es ist ungerecht, ihn von dort zu vertreiben, wenn er sich nicht durch persönliche Schuld unwürdig gemacht hat.

Papst Pius XII. (1948)

Die Vertreibung hat kein neues Recht geschaffen.

(GNK) Die Vertreibung der Deutschen aus ihrer Heimat, dort, wo die Heimat unter die Herrschaft des Kommunismus kam, ist und bleibt ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. In der Anklage und auch im späteren Urteil des Internationalen Militärtribunals in Nürnberg, vor dem sich die höchsten Amtsträger des Nationalsozialismus zu verantworten hatten, spielte die Deportation, sprich Vertreibung, eine entscheidende Rolle. In der Anklage in Nürnberg lesen wir: „In gewissen, als von Deutschland annektiert angegebenen Gebieten, zielten die Bestrebungen der Angeklagten methodisch und fortgesetzt darauf ab, diese Gebiete politisch, kulturell, sozial und wirtschaftlich dem Deutschen Reich anzugleichen. Die Angeklagten bemühten sich, den bisherigen Volkscharakter dieser Gebiete zum Verschwinden zu bringen. In Verfolgung dieses Plans und Bestrebens deportierten die Angeklagten gewaltsam Einwohner, die überwiegend nichtdeutsch waren und brachten dafür Tausende von deutschen Siedlern in die betreffenden Gebiete.“

Der Amerikaner, Alfred de Zayas, dem wir die beste Darstellung über die Vertreibung als juristisches Problem und als Schuld nicht nur des Ostens, sondern auch des Westens verdanken, schrieb in seinem Büchlein „Zeugnisse der Vertreibung“: „Was, um Gottes willen, dachten sich die Richter und die Ankläger dabei, die sehr genau wußten, daß zur gleichen Zeit, als der Nürnberger Prozeß lief, eine unerhörte Vertreibung von Millionen Deutschen in Gang war, zahlenmäßig viel größer als die von den Nazis inszenierten Deportationen? Diese Frage verlangt eine Antwort. Wie konnte das höchste internationale Gericht Massenvertreibungen verurteilen, während Millionen deutscher Vertriebener aus ihrer Heimat verjagt wurden, von einem Boden, den ihre Ahnen vor 700 Jahren besiedelt und kultiviert hatten? Unterwegs wurden sie noch beraubt, geschändet, ermordet.“

Zu keiner Zeit sind die Vertreiber der Deutschen angeklagt worden und verurteilt worden. Die Vertreibung, so ist wiederholt gesagt worden, war eben die Folge all dessen, was zuvor den anderen Völkern widerfahren ist. Hier kann nicht deutlich genug geantwortet werden: Das eine Verbrechen rechtfertigt nicht das andere. Selbstgerechtigkeit und Selbstjustiz sind vom Übel.

Beides aber obwaltete 1945 und danach. Noch immer wird geleugnet, daß es eine Vertreibung gegeben habe. Oder man versucht zu entschuldigen, was geschehen ist. Aber auch das ist zu registrieren, daß vielfach erst gar nicht zur Kenntnis genommen wird, in welcher Weise die Millionen von Unschuldigen für die Schuld von Verbrechern in brutaler Weise zur Rechenschaft gezogen worden sind. Man rächte sich an Frauen und Kindern.

In einem Kanzelwort sagten am 30. Januar 1946 die katholischen Bischöfe Westdeutschlands: „Die Austreibung ist mit furchtbare Brutalität, unter Nichtachtung aller Menschlichkeit erfolgt. Die Weltöffentlichkeit schweigt zu dieser furchtbaren Tragödie. Es ist, als sei ein Eiserner Vorhang vor diesem Teil Europas niedergelassen. Wir wissen, das gerade in jenen Gebieten Deutsche furchtbare Verbrechen an den Angehörigen anderer Nationen begangen haben. Aber seit wann

ist es erlaubt, an Unschuldigen sich zu rächen und Verbrechen durch Verbrechen zu sühnen?"

In der Charta der deutschen Heimatvertriebenen haben die Sprecher der Vertriebenen am 5. August 1950 in Stuttgart trotz aller Bitternis der Vertreibung feierlich auf „Rache und Vergeltung“ verzichtet. „Wir fühlen uns berufen“, so heißt es in der Charta, diesem ersten Gewaltverzicht, „zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird“. Noch sind wir allerdings von der Anerkennung dieses Rechts auf die Heimat weit entfernt.

Die Vertreibung als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit schafft kein neues Recht. Wer sich mit den Tatsachen, mit den durch die Vertreibung geschaffenen sogenannten Realitäten abfindet, anerkennt die Vertreibung als ein Mittel der Politik. Das aber würde bedeuten, daß Vertreibungen Endgültiges und sogar Rechtmäßiges stiften. Dem ist aber nicht so, das darf auch nicht so sein.

Wer der Vertreibung jegliche Qualität der Rechtsstiftung abspricht, wird um Verständnis ringen und dafür eintreten dürfen, daß er zu den aus der Vertreibung resultierenden Folgen für das eigene Volk nicht Ja sagen kann. Es muß aber auch hinzugefügt werden, daß eine Vertreibung bereits eine Vertreibung zu viel in der Weltgeschichte war, weshalb auch um des Rechts willen niemand eine neue Vertreibung wollen darf.

Wer als Deutscher über die Vertreibung der Deutschen 1945 und danach spricht, wer für die Wahrheit Zeugnis ablegt, für die Wahrheit des den Deutschen zugefügten Leids durch die Vertreiber, will nicht aufrechnen, aber es darf ihm nicht verwehrt sein, zu berichten, wie es gewesen ist. Es darf sich nicht mehr wiederholen, was geschehen ist, aber wir müssen wissen, was geschehen ist. Keines der Verbrechen, ob vor 1945 oder danach, darf verschwiegen werden. Wir, die Deutschen, haben unsere Geschichte mit all den grausamen Fakten aufgearbeitet. Noch steht Gleiches bei unseren Nachbarn im Osten aus. Nur die ganze Wahrheit führt in eine bessere Zukunft.

Dr. Herbert Hupka, MdB

Die Ausgewiesenen

Ein Kinderlied

Wir hatten einst ein Haus, und das Haus verdarb.
Wir hatten eine Heimat, und die Heimat starb.
Man trieb uns, wie man Vieh mit dem Stecken treibt,
man rieb uns, wie man Korn zwischen Steinen reibt.
O hilf uns, liebe Maria.

Der Vater ist gefangen im fremden Land,
die Mutter ist begraben im fremden Land.
Haben einen neuen Vater, der heißt Tod,
haben eine neue Mutter, die heißt Not.
O hilf uns doch, liebste Maria.

Ernst Wiechert

Rechtsverwahrung

Die Landsmannschaft Ostpreußen ist der Zusammenschluß der Ostpreußen und setzt Ostpreußen in seiner Gesamtheit und seinen Stadt- und Landkreisen fort.

Das höchste Organ der Landsmannschaft Ostpreußen, die demokratisch gewählte Ostpreußische Landesvertretung, hat am 26. April 1980 folgende Erklärung verabschiedet:

I.

Ostpreußen ist ein Teil Deutschlands. Weder die Sowjetunion noch die Volksrepublik Polen haben einen rechtlichen, historischen, moralischen oder wie auch immer gearteten Anspruch auf dieses seit Jahrhunderten rechtmäßig von Deutschen bewohnte und gestaltete Land.

Die faktische Annexion Ostpreußens durch die Sowjetunion und die Volksrepublik Polen ist ein Verstoß gegen das völkerrechtliche Annexionsverbot und steht im Widerspruch zu der Atlantic-Charta vom 14. August 1941. Sie ist auch durch die Verträge von Moskau und Warschau vom 12. August und 7. Dezember 1970 nicht rechters geworden.

Die gewaltsame Vertreibung der einheimischen Bevölkerung Ostpreußens ist ein Verstoß gegen die allgemein anerkannten Grundsätze des Völkerrechts, wie sie bereits in der Haager Landkriegsordnung vom 18. Oktober 1907 ihren Niederschlag gefunden haben und in Art. 49 des „Genfer Abkommens über den Schutz von Zivilpersonen in Kriegszeiten“ vom 12. August 1949 ausdrücklich normiert worden sind. Sie ist auch ein schwerer Verstoß gegen die Grundsätze der Menschlichkeit, deren Achtung das Völkerrecht verlangt.

Die Aufrechterhaltung des Zustandes der Vertreibung ist eine grobe Verletzung der unveräußerlichen Menschenrechte. Zu diesen gehört das in der Völkerrechtsordnung anerkannte Selbstbestimmungsrecht der Völker und Volksgruppen, mit dem das Recht auf die Heimat untrennbar verbunden ist. Die Verweigerung des Selbstbestimmungsrechtes und des Rechts auf die Heimat verstößt u. a. gegen

- die Atlantic-Charta vom 14. August 1941,
- die Art. 1 und 55 der Charta der Vereinten Nationen vom 26. Juni 1945,
- die Art. 1 der beiden internationalen Menschenrechtskonventionen vom 19. Dezember 1966

und steht im Widerspruch zu

- Art. 13 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Generalversammlung der Vereinten Nationen vom 10. Dezember 1948,
- den Entschlüssen der Vollversammlung der Vereinten Nationen über Kolonialismus und Selbstbestimmung vom 14. Dezember 1960 und über die völkerrechtlichen Prinzipien für freundschaftliche Beziehungen und Zusammenarbeit zwischen den Staaten vom 24. Oktober 1970,
- dem Prinzip VII in Korb 1 der KSZE-Schlußakte vom 1. August 1975.

II.

Als die demokratisch gewählte Vertretung der vertriebenen Ostpreußen in der Bundesrepublik Deutschland und

in dem Bewußtsein ihrer Verantwortung für die über 100.000 noch in ihrer Heimat verbliebenen sowie die zum Schweigen verurteilten, nach ihrer Vertreibung in die „Deutsche Demokratische Republik“ verschlagenen ostpreußischen Mitbürger,

in Verantwortung auch für die nächste Generation, legt die Ostpreußische Landesvertretung gegen die faktische Annexion der angestammten, rechtmäßigen Heimat der Ostpreußen durch die Sowjetunion und die Volksrepublik Polen und die andauernde Vorenthaltung ihres Eigentums

Rechtsverwahrung

ein.

Sie erklärt, daß sie das ihnen und damit dem deutschen Volk durch willkürliche Gewalt angetane Unrecht nicht hinzunehmen bereit ist.

Sie fordert die Wiederherstellung des Rechts als der einzigen dauerhaften Grundlage für ein friedliches Miteinanderleben der Völker!

Vor 60 Jahren, als Polen schon einmal Ansprüche auf Ostpreußen erhob, hat das Selbstbestimmungsrecht der Ostpreußen über diese unberechtigten Ansprüche gesiegt: Am 11. Juli 1920 war die Bevölkerung des südlichen Teils Ostpreußens aufgrund des Versailler Vertrages aufgerufen, unter internationaler Kontrolle in freier Abstimmung darüber zu entscheiden, ob ihre Heimat zu Deutschland oder zu Polen gehören sollte. 97,86 % stimmten für Deutschland und 2,14 % für Polen!

Die Gewährung dieses den Ostpreußen vor 65 Jahren zugestandenen und ausgeübten Selbstbestimmungsrechts fordern wir auch heute!

Die deutschen Heimatvertriebenen haben schon vor 35 Jahren in ihrer Charta vom 5. August 1950 feierlich auf Rache und Vergeltung verzichtet. Eingedenk des schweren Leids, welches Krieg und Gewalt in den letzten Jahrzehnten über die Menschheit, insbesondere auch die deutschen Heimatvertriebenen und ihre östlichen Nachbarvölker gebracht hat, bekennen wir Ostpreußen uns erneut zu diesem Verzicht. Gerade aber weil wir die Schrecknisse des Krieges, Gewalt und Vertreibung erlitten haben, fühlen wir uns besonders berufen, die Durchsetzung der Menschenrechte und des Selbstbestimmungsrechts der Völker nicht nur für uns, aber auch für uns deutsche Heimatvertriebenen einzufordern.

III.

Den Völkern der Sowjetunion, dem polnischen Volk und den baltischen Völkern versichern wir unseren guten Willen, gemeinsam mit ihnen nach Wegen zu suchen, die auf der Grundlage des Rechts und des gegenseitigen Interessenausgleichs ein freundschaftliches Miteinander ermöglicht, das den Frieden gewährleistet und in dem die Idee der Freiheit und der Würde des Menschen verwirklicht ist.

Die Regierungen der Sowjetunion und der Volksrepublik Polen fordern wir auf, entsprechend den verbindlichen Regeln des Völkerrechts und den von ihnen eingegangenen völkerrechtlichen Verpflichtungen den gegenwärtigen Unrechtszustand zu beenden und dem Recht, insbesondere den allgemeinen Menschenrechten und

dem Selbstbestimmungsrecht, Geltung zu verschaffen und damit ihren Völkern den Weg frei zu machen, mit dem deutschen Volk in guter Nachbarschaft und echter, gleichberechtigter Partnerschaft zusammenleben zu können.

Die Regierung der Bundesrepublik Deutschland fordern wir auf,

– in Erfüllung der ihr durch das Grundgesetz aufgegebenen und durch das Urteil des Bundesverfassungsgerichts vom 31. Juli 1973 konkretisierten Verpflichtung, auf die Erreichung des Zieles der Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands hinzuwirken, den Wiedervereinigungsanspruch im Inneren wachzuhalten und nach Außen beharrlich zu vertreten und alles zu unterlassen, was die Wiedervereinigung vereiteln würde.

– gemäß ihrer Verantwortung, für alle Deutschen zu handeln,

auf der Grundlage

– des Art. 7 des Deutschlandvertrages vom 26. Mai 1952,

– der einstimmigen Entschließung des Deutschen Bundestages vom 17. Mai 1972,

– des Beschlusses des Bundesverfassungsgerichts vom 7. Juli 1975 zu den Verträgen von Moskau und Warschau,

– der aufgeführten völkerrechtlichen Bestimmungen

auf die Erfüllung der von der Ostpreußischen Landesvertretung gestellten Forderungen nach Kräften hinzuwirken.

Aus der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte

(beschlossen von den Vereinten Nationen am 10. 12. 1948)

Artikel 9:

„Niemand darf willkürlich festgenommen, verhaftet oder ausgewiesen werden“.

Artikel 13:

„Jeder hat das Recht auf Freizügigkeit und Aufenthalt innerhalb der Grenzen aller Staaten. Jeder hat das Recht, jedes beliebige Land einschließlich seines eigenen zu verlassen, sowie das Recht, in sein eigenes Land zurückzukehren.“

Artikel 49:

„Zwangswise Einzel- oder Massenumsiedlungen . . . aus besetzten Gebieten sind ohne Rücksicht auf den Beweggrund untersagt.“

Militärische Operationen in Ostpreußen seit Januar 1945

Nach Abschluß der sowjetischen Sommeroffensive, die bis zur Weichsel führte, und nach Beendigung der Kämpfe in Ostpreußen vom Oktober 1944 blieben die Fronten in Ostpreußen und Polen bis zum Januar 1945 im wesentlichen stabil. Doch mußte jeden Tag mit dem Losbrechen einer neuen Offensive der Sowjets gerechnet werden. Trotzdem wurden im Winter 1944/45 mehrere deutsche Divisionen aus Ostpreußen und der Weichselfront herausgezogen und teils nach Ungarn, teils nach der Rheinfront übergeführt, wo im Dezember die deutsche Ardennenoffensive begann. Die an der Ostfront zur Verfügung stehenden deutschen Kräfte waren damit weiter geschwächt worden; so gut wie völlig fehlten hinter der dünn besetzten Frontlinie kampffähige Reserven, die bei einem etwaigen Durchbruch sowjetischer Truppen hätten eingesetzt werden können.

Nachdem die deutsche Armeeführung Anfang Januar 1945 den Aufmarsch von mehr als zehnfach überlegenen russischen Kräften in den drei russischen Weichselbrückenköpfen von Baranów, Pulawy und Magnuszew festgestellt und trotz dringender Vorstellungen beim Führerhauptquartier keine Verstärkung erhalten hatte, war bereits deutlich, daß der zu erwartende russische Angriff eine militärische Katastrophe auslösen und die Zivilbevölkerung in ihren Wirbel reißen mußte.

Hatten die erbittert geführten Kämpfe auf allen Kriegsschauplätzen des 2. Weltkrieges eine möglichst vorsorgliche Evakuierung der Zivilbevölkerung notwendig gemacht und auch allenthalben eine Fluchtbewegung ausgelöst, so ließen die Erfahrungen mit dem ersten Einbruch sowjetischer Truppen in Ostpreußen erst recht ein Ausweichen der ostdeutschen Bevölkerung vor den ihr drohenden Gefahren geraten sein. Ihre einzige Chance lag darin, sich durch rechtzeitige Flucht dem Zugriff der Roten Armee zu entziehen. Ob und wie weit es für sie noch Fluchtmöglichkeiten geben würde, sollte ganz von der Schnelligkeit und der Richtung der russischen Vorstöße abhängen, die in den einzelnen Operationsgebieten sehr verschieden waren.

Vom 12. – 15. Januar erfolgte – bei kurzer zeitlicher Staffelung der einzelnen Vorstöße aus den verschiedenen Aufmarschräumen – an der gesamten Front von der Memel bis zur oberen Weichsel der russische Großangriff ...

Zwei Vorstöße sollten Ostpreußen abschnüren: Am 13. Januar vom Osten her der Angriff der 3. Weißrussischen Front (Tschernjakowski) in Richtung Königsberg, zwei Tage später, am 15. Januar, der aus dem Narew-Brückenkopf Pultusk über Ciechanów und Soldau angesetzte Vorstoß der 2. Weißrussischen Front (Rokossowski), der auf Thorn und Elbing zielte, um Ostpreußen vom Reich abzuschneiden.

Die mit ungeheurem Truppen- und Materialeinsatz geführten sowjetischen Angriffe erzielten schon nach wenigen Tagen große Erfolge ...

Auch in Ostpreußen war schnell die strategische Entscheidung gefallen. Der am 13. Januar zwischen Ebenrode und Schloßberg begonnene Angriff führte am 18. Januar zu einem Durchbruch bis an die Inster, der alle nördlich der Einbruchsstelle

stehenden deutschen Truppen zwang, sich hinter die Deime zurückzuziehen. Am 22. Januar fiel Insterburg, und am 25. Januar waren bereits alle ostpreußischen Kreise westlich der Deime, den Masurischen Kanal und die Masurischen Seen gekennzeichneten Linie in russischer Hand.

Nicht minder erfolgreich war der aus dem Narew-Brückenkopf Pultusk vorgebrachte sowjetische Angriff. Bis zum 19. Januar waren Ciechanów und Soldau gefallen und die ostpreußische Grenze im Kreis Neidenburg von russischen Truppen überschritten. Noch am gleichen Tage erreichten die ersten sowjetischen Verbände die Kreise Ortelsburg und Osterode und setzten ihren Vormarsch in Richtung Allenstein (21.1.) und Mohrungen (23.1), und noch am 23. Januar drangen russische Panzer vorübergehend in Elbing ein, das jedoch erst nach schweren Kämpfen am 9. Februar eingenommen wurde. Schon am 26. Januar hatten die Russen bei Tolke mit das Frische Haff erreicht und damit die Land- und Bahnverbindung Ostpreußens zum Reich unterbrochen.

Nur einem geringen Teil der ostpreußischen Flüchtlinge war es gelungen, vor der Einschließung Ostpreußens die Weichsel nach Westen zu überschreiten. Jede weitere Fluchtbewegung in Richtung Westpreußen war nunmehr unmöglich geworden, und als letzter Ausweg für die im mittleren Teil Ostpreußens unterwegs befindlichen Trecks blieben nur das Samland mit dem Hafen von Pillau und vor allem das zugefrorene Frische Haff und die Nehrung, die noch eine letzte Landverbindung nach Westen bot.

Am 26. Januar mußte auch die Deimestellung ostwärts Königsberg aufgegeben werden, so daß die russischen Truppen ins Samland vorstoßen und am 31. Januar Königsberg einschließen konnten. — Indessen hatten die unter General Hoßbach stehenden Truppen der 4. Armee in Eilmärschen die Stellung entlang der Masurischen Seen verlassen, um durch eine gegen den Willen des Führerhauptquartiers unternommene Angriffsoperation nach Westen die Abschnürung Ostpreußens zu durchstoßen und den Anschluß an die westlich der Weichsel stehenden deutschen Truppen wiederzugewinnen. Nach anfänglichen Erfolgen hat dieser kühne Versuch am 26. Januar mit der Absetzung Hoßbachs und der Einstellung der von ihm begonnenen Operation sein Ende gefunden.

Am 30. Januar war die Besetzung des ostpreußischen Territoriums durch konzentrische russische Angriffe von Osten, Süden und Westen bereits weit fortgeschritten. Die Linie, auf der die deutschen Truppen in dieser Zeit standen, verlief von Tolke mit am Frischen Haff in südöstlicher Richtung nach Wormditt, bog dann ganz nach Osten um und folgte der Alle über Heilsberg nach Bartenstein, von wo aus sie in nordwestlicher Richtung bis nach Brandenburg bei Königsberg dicht an das Frische Haff zurückschwenkte und sich dann im Belagerungsring um Königsberg fortsetzte.

In diesem schlauchartigen Kessel, der an das Frische Haff angelehnt war und in seinem Zentrum die Kreise Braunsberg und Heiligenbeil umfaßte, waren Hunderttausende von ostpreußischen Flüchtlingen zusammengedrängt, die von dort aus in endlosen Trecks den gefährvollen Weg über das Eis des Frischen Haffs antraten. Neben dem Kessel südlich des Frischen Haffs waren noch die Stadt Königsberg sowie das westliche Samland mit Neukuhren, Rauschen, Pillau und Fischhausen in deutscher Hand. Hier hatten sich ebenfalls unzählige Flüchtlinge versammelt.

Diese letzten deutschen Bastionen in Ostpreußen wurden in den folgenden Monaten äußerst zäh verteidigt, um Zeit zum Abtransport der Zivilbevölkerung über das Haff und über den Seehafen Pillau zu gewinnen. Erst am 25. März verließen die letzten, auf der Halbinsel Balga zusammengedrückten deutschen Truppen über das Haff den Heilsberger Kessel. Am 9. April fiel Königsberg und am 25. April Pillau, während sich auf der Frischen Nehrung noch bis zum Waffenstillstand am 9. Mai deutsche Truppen hielten . . .

Nachdem am 27. März auch Gdingen und Danzig, von allen Seiten umfaßt, aufgegeben werden mußten, blieben nur noch die Weichselmündung bei Schiewenhorst und die Landzunge von Hela feindfrei. Wie die Frische Nehrung in Ostpreußen konnten diese durch ihre natürliche Lage geschützten Gebiete bis zur Kapitulation gehalten und als letzte Ausgangspunkte für Seetransporte nach Rügen, Kiel oder nach Dänemark benutzt werden.

Panzerfahrzeuge auf ostpreußischem Boden



Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung vor der Roten Armee

Allgemeine Feststellungen

Innerhalb des Gesamtprozesses der Vertreibung von über zehn Millionen Ostdeutschen nach Mittel- und Westdeutschland, der in den letzten Kriegsmonaten begann, später in den Potsdamer Beschlüssen von den Siegermächten zum Programm erhoben und z. T. durch die Ausweisungsaktionen der folgenden Jahre beendet wurde, stellt die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung vor der Roten Armee den ersten Abschnitt dar. Etwa die Hälfte aller Deutschen aus Ostpreußen, Ostpommern, Ostbrandenburg, Schlesien und aus Polen, die heute in Mittel- und Westdeutschland als Vertriebene leben, kam während dieses ersten Zeitabschnittes auf dem Wege der Flucht aus ihren ostdeutschen Heimatorten über die spätere Oder-Neiße-Linie nach Westen. Diese Ost-West-Bewegung von rund 5 Millionen Ostdeutschen war zunächst nichts anderes als eine der kriegsbedingten Bevölkerungsverlagerungen innerhalb Deutschlands, deren es schon mehrere gegeben hatte. Auch aus Berlin waren infolge des Luftkrieges 1,5 Millionen Menschen evakuiert worden oder selbständig abgewandert, und in der Rheinprovinz, die ebenfalls durch Luftangriffe besonders heimgesucht und seit dem Herbst 1944 zusätzlich durch die Annäherung der Westfront bedroht war, lebten um die Jahreswende 1944/45 rund 2 Millionen Menschen (d. i. 25 v. H.) weniger als 1939.

Die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung nach Innerdeutschland unterschied sich von diesen Bevölkerungsbewegungen allerdings durch die Plötzlichkeit, mit der sie infolge des schnellen russischen Vormarsches hereinbrach, und die dadurch hervorgerufenen zahllosen Katastrophen. Auch das Ausmaß der Flucht aus dem Osten war größer, weil der Schrecken, den die sowjetischen Armeen unter der deutschen Bevölkerung verbreiteten, die Furcht vor der Besetzung durch die anglo-amerikanischen Truppen, ja selbst vor den Bombenangriffen um ein Vielfaches übertraf. Dennoch war prinzipiell die Evakuierung bzw. Flucht der ostdeutschen Bevölkerung nicht von anderer Natur als die Vielzahl kleiner und großer Bevölkerungsbewegungen innerhalb Deutschlands, die durch Kriegsmaßnahmen und Kampfhandlungen hervorgerufen worden waren und deren Rückflüchtigkeit nach Ende des Krieges als sicher zu erwarten stand.

Da die Flucht der ostdeutschen Bevölkerung heute fast nur noch als Einleitung und Vorstufe der darauffolgenden Vertreibung betrachtet wird, ist es notwendig, darauf hinzuweisen, daß den Flüchtlingen damals, als sie vor der Roten Armee flohen, nichts ferner lag als der Gedanke, ihre Entfernung von der Heimat könnte eine Verdrängung für längere Dauer oder schließlich gar eine dauernde Trennung von ihren angestammten Wohnsitzen, den Verlust ihrer Heimat bedeuten. Es war ihnen vielmehr selbstverständlich, daß das Verlassen der gefährdeten Heimatorte wie jede andere kriegsbedingte Evakuierung innerhalb Deutschlands nur eine vorübergehende und allenfalls für die Dauer des Krieges geltende Notmaßnahme war. Kaum jemand in Deutschland ahnte, daß zu dieser Zeit bereits die polnische Exilregierung und die Alliierten darin übereinstimmten, große Teile Ostdeutschlands

an Polen zu übergeben und die dort wohnenden Deutschen auszusiedeln, und daß durch die Flucht somit die spätere Ausweisungsarbeit der Polen erleichtert, ihr gleichsam vorgearbeitet worden war. Wenn auf den Konferenzen von Jalta und Potsdam aus der Flucht der ostdeutschen Bevölkerung auf ihren Willen zur Preisgabe der Heimat geschlossen und damit die spätere Austreibung begründet wurde, so war dies ein verhängnisvoller Fehlschluß und mußte in den Ohren der Ostdeutschen wie Hohn klingen. Denn erst durch die alliierten Beschlüsse über die Ausweisung der Deutschen östlich der Oder-Neiße, die während der Potsdamer Verhandlungen im Juli/August 1945 endgültig formuliert wurden, ist die im Zuge der Flucht erfolgte Ost-West-Wanderung von 5 Millionen Deutschen zu etwas anderem als einer kriegsbedingten und vorübergehenden Bevölkerungsbewegung geworden. Erst jetzt und dadurch, daß die Ausweisung auch der in Ostdeutschland Zurückgebliebenen beschlossen wurde, hörte die schon im Gange befindliche Rückkehr der Ostdeutschen auf, und wurde die durch die Flucht aus Ostdeutschland hervorgerufene Bevölkerungsverlagerung nach Westen endgültig. Die Flüchtlinge aus Ostpreußen, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien waren nunmehr, da ihnen die Rückkehr verwehrt und das Heimatrecht genommen worden war, im wahren Sinne des Wortes „Vertriebene“. Aus diesem Grunde muß auch die Flucht für die historische Betrachtung als ein Teil des Gesamtvorganges der Vertreibung gelten, obwohl sie zunächst eine rein kriegsbedingte Erscheinung darstellte.

Die Ursachen, die den Flüchtlingsstrom aus Ostdeutschland in den ersten Monaten des Jahres 1945 auslösten, waren zwingender, als dies bei anderen Evakuierungs- und Fluchtbewegungen der Zivilbevölkerung im Ersten oder Zweiten Weltkrieg der Fall war. Es galt nicht allein, der Front und den Kampfhandlungen auszuweichen, sondern einem Gegner, der, wie die im Herbst 1944 in Ostpreußen und schon vorher in den baltischen Ländern gemachten Erfahrungen gezeigt hatten, keinerlei Rücksicht auf die Zivilbevölkerung nahm, sondern – zur Vergeltung gegenüber der deutschen Bevölkerung und zum Beutemachen ermuntert – zügellos und brutal plünderten, die Frauen vergewaltigte und nach Belieben Zivilisten erschoss, Tausende in provisorisch errichtete Lager zusammentrieb und nach Osten verschleppte. Der Entschluß zur Flucht vor den sowjetischen Truppen war deshalb unter der gesamten deutschen Ostbevölkerung nahezu allgemein. Wohl benutzte die Parteipropaganda die Kunde von Greuelthaten für ihre Zwecke, vor allem, um eine Stärkung des Widerstandswillens zu erreichen, aber auch unabhängig davon war man in Ostdeutschland einer Meinung darüber, daß die Zivilbevölkerung Schlimmstes von den sowjetischen Truppen zu erwarten hatte.

Die ostdeutsche Bevölkerung machte sich auf die Flucht, obwohl von Januar bis März 1945 in allen ostdeutschen Provinzen ein äußerst strenger Winter herrschte, der unterwegs Erfrierungen, auf den eisglatten Straßen und schneeverwehten Wegen härteste Strapazen befürchten ließ. Hierzu kam, daß die Plötzlichkeit des russischen Vormarsches und der Mangel an ausreichenden Transportmitteln dazu zwangen, nur die nötigsten Gebrauchsgegenstände und Lebensmittel mitzunehmen. Der größte Teil des Besitzes, die Habe in Haus und Hof, mußten zurückgelassen werden, vor allem auch zahlreiches Vieh, was gleichbedeutend war mit

seinem Verlust. Außerdem war vielerorts die Chance des Entkommens schon äußerst gering, da die russischen Panzer schneller waren als die Flüchtlingstrecken und überdies ständig die Gefahr bestand, eingeschlossen zu werden oder auf offener Straße in die Kampfhandlungen hineinzugeraten. Auch das Fehlen der zum Kriegsdienst eingezogenen Männer machte sich in dieser Notzeit für die Zivilbevölkerung sehr erschwerend bemerkbar.

Die hohe Zahl von Verzweiflungstaten und Selbstmorden in jener Zeit und bereits vor dem Eintreffen der russischen Truppen verdeutlicht die verzweifelte Notlage der ostdeutschen Bevölkerung in ihrer Furcht vor den Gefahren der Flucht und den unermeßlichen Leiden, die von der Roten Armee drohten. – In dieser entsetzlichen Not entschied sich dennoch die überwiegende Mehrzahl in allen deutschbewohnten Gebieten jenseits der Oder-Neiße für den Aufbruch zur Flucht, da alle Bedenken, die davon abhalten konnten, von der Furcht vor den Kampfhandlungen und vor den zu erwartenden Übergriffen der sowjetischen Truppen übertroffen wurden.

Bei der panikartigen Flucht, die überall allein das Erscheinen der Roten Armee auslöste, waren die amtlichen Anordnungen zur Räumung oft nahezu ohne Bedeutung. Eine geregelte Evakuierung im großen war meistens nicht mehr möglich oder zu spät begonnen worden. Die für die Räumung verantwortlichen Behörden vermochten eine überstürzte und regellose Flucht nicht zu verhindern, und die mit der Evakuierung beauftragten Organisationen waren trotz mancher aufopfernder Bemühungen, vor allem bei der NSV. und den Kreis- und Ortsbauernschaften, nicht imstande, den plötzlich anwachsenden Flüchtlingsstrom hinreichend zu lenken und zu versorgen.

Die Befehlsgewalt der Partei in allen Räumungsangelegenheiten hatte im ganzen zweifellos nachteilige Folgen, sie bedeutete aber keineswegs, daß die Flucht oder Evakuierung gegen den Willen der ostdeutschen Bevölkerung erzwungen worden ist. Dies geht allein schon daraus hervor, daß die Bevölkerung auch dann, wenn keine Räumungsbefehle gegeben wurden, in gleicher Weise flüchtete. Der Zwangscharakter, den die Räumung infolge der Anordnungen der Partei erhielt, bezog sich nur auf die von den Gau- und Kreisleitern angeordneten Räumungstermine, nicht auf die Flucht als solche. Nicht darin lag die Unverantwortlichkeit der parteiamtlichen Maßnahmen, daß Räumungsbefehle gegeben wurden, sondern daß dies infolge des Unvermögens der Parteibehörden, sich die wirkliche Lage einzugestehen, meist zu spät erfolgte und damit der Aufbruch zur Flucht eine Verzögerung erlitt, die ein rechtzeitiges Entkommen für Teile der ostdeutschen Bevölkerung unmöglich machte.

Obwohl die Flüchtenden, als sie sich auf die Flucht begaben, zweifellos nicht absehen konnten, was ihnen im einzelnen unter russischer Herrschaft bevorstand, so hat sich doch später an der vielfältigen schrecklichen Erfahrung derjenigen, die zurückgeblieben waren oder denen die Flucht mißlang, eindeutig erwiesen, daß die Flucht im Rahmen des Gesamtschicksals der ostdeutschen Bevölkerung nach 1945 noch das geringste Übel war. Unzählige Menschen sind dadurch vor Schlimmerem bewahrt geblieben, denn die Verluste, die während der Flucht entstanden, reichten – so schmerzlich sie waren – nicht an die viel höheren Verluste und Schädigungen

heran, die als Folge der russisch-polnischen Herrschaft über Ostdeutschland für diejenigen entstanden, die in diesen Gebieten zurückgeblieben waren.



Endlose Flüchtlingsstrecken auf den ostpreußischen Chaussees

Die Flucht der ostpreußischen Bevölkerung

Der russische Vorstoß vom Oktober 1944 hatte dazu geführt, daß die östliche Zone Ostpreußens nahezu völlig von der Bevölkerung geräumt und die Gesamtbevölkerung des noch unbesetzten Landes Ende 1944 auf 1,75 Millionen abgesunken war. Da ein beträchtlicher Teil der evakuierten Bevölkerung in den Regierungsbezirken Königsberg und Allenstein untergebracht worden war, hatte sich dort die Einwohnerzahl der Städte und Landgemeinden durchschnittlich um rund 15 % erhöht. Diese dichte Ansammlung von Menschen in dem kleiner gewordenen ostpreußischen Raum erschwerte von vornherein die Flucht.

Als Mitte Januar 1945 vom Osten und Süden der russische Großangriff auf Ostpreußen begann, traf er auf eine Provinz, deren oberste Parteiführung ohne Bedacht auf die exponierte Lage Ostpreußens harthäckig die Notwendigkeit vorsorglicher Evakuierungen leugnete und an dieser Haltung auch dann noch festhielt, als der Vormarsch der Roten Armee nach Ostpreußen in vollem Gange war. Die Eifersucht, mit der der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar von Ostpreußen darüber wachte, daß kein Räumungsbefehl in den Städten und Landgemeinden gegeben wurde, den er nicht genehmigt hatte, führte dazu, daß die Anordnungen der Gauleitung in Königsberg ständig hinter der Entwicklung der militärischen Lage hinkamen und die Räumungserlaubnis oft erst gegeben wurde, als eine ordnungs-

gemäß und gelenkte Evakuierung längst unmöglich geworden war. Vielerorts waren die Räumungsbefehle völlig überflüssig geworden, weil sich die Bevölkerung bereits selbständig auf die Flucht begeben hatte.

Eine rechtzeitige und organisierte Räumung fand fast nirgends statt, vielmehr stellte der Aufbruch der ostpreußischen Bevölkerung meist eine regellose, im letzten Moment ausgelöste und oft völlig verwirrte Flucht dar. Und dabei erwies es sich noch als ein Glück, daß sich wenigstens ein Teil der Bevölkerung nicht um das Fluchtverbot kümmerte, sondern, ohne die Bekanntgabe des Räumungsbefehls abzuwarten, mit der Eisenbahn oder auf dem Treckwege die bedrohten Wohnorte verließ.

Der Verlauf, die Richtung und der Erfolg der Flucht der ostpreußischen Bevölkerung waren in erster Linie bestimmt vom Ablauf der militärischen Operationen. Durch diese und die geografische Lage Ostpreußens bedingt, ergaben sich für die Flucht verschiedene zeitliche und örtliche Schwerpunkte.

Der erste Abschnitt der Flucht setzte etwa am 19./20. Januar ein und dauerte bis zur Abschnürung Ostpreußens bei Elbing am 26. Januar. Während dieser Zeit verlief die Fluchtbewegung im allgemeinen von Osten nach Westen. Aus den nördöstlichen Kreisen Labiau und Wehlau floh die Bevölkerung seit dem 19. Januar ins Samland und in Richtung Königsberg. Aus den östlich der Masurischen Seen gelegenen Kreisen Angerburg, Lötzen, Lyck, Johannsburg, die im Oktober entweder gar nicht oder nur teilweise geräumt waren, begann der Aufbruch ziemlich gleichzeitig am 20. Januar.

Die Flüchtlingstrecks versuchten zunächst, quer durch Ostpreußen zu kommen, um dann bei Marienwerder oder Dirschau die Weichsel zu überqueren; denn jedermann glaubte, an der unteren Weichsel werden der Vormarsch der Russen zum Stehen kommen. Der russische Vorstoß von Süden nach Elbing machte diese Absicht jedoch weitgehend zunichte.

Nur ein geringer Teil der Bevölkerung der östlichen Kreise, der schon am 20., 21. und 22. Januar auf dem Schienenwege flüchtete, hat noch vor der Einschließung Ostpreußens die westlich der Weichsel gelegenen Gebiete erreichen können. Vor allem aus Königsberg sind auf diesem Wege schon ab 15. Januar schätzungsweise 75 000 Menschen herausgekommen. Am 21. Januar fuhren die letzten Flüchtlingzüge aus Königsberg ab, von denen einige aber bereits nicht mehr nach Elbing durchkamen und von Braunsberg nach Königsberg zurückgeleitet werden mußten. — Schon am Vortage war durch die Einnahme Allensteins die südliche Strecke blockiert. Über andere Eisenbahnverbindungen, wie die von Lötzen über Rastenburg nach Heilsberg und Elbing, mögen am 22. Januar ebenfalls noch einige Tausende Ostpreußen verlassen haben. Spätestens ab 22. Januar war jedoch der Zugverkehr von Ostpreußen nach dem Reich auf allen Strecken eingestellt.

Ganz aussichtslos war es für die Masse der Bevölkerung aus den östlichen Kreisen, die mit dem Treck losgezogen war, auf dem Weg nach Westen über die Weichsel zu gelangen. Schnee und Kälte trugen das ihre dazu bei, daß ein Vorwärtsgang der Trecks auf den von Flüchtlings- und Wehrmachtsfahrzeugen verstopften Straßen sehr verzögert wurde. Es gelang kaum einem dieser Trecks, auf dem Landweg in westlicher Richtung die Weichsel zu erreichen. Am 21. Januar fiel

Allenstein in russische Hand, wodurch für die südöstlichen Gebiete der Fluchtweg auf den nach Westen führenden Straßen endgültig versperrt wurde. Die unterwegs befindlichen Trecks mußten nach Norden ausweichen, und als am 23. Januar erste russische Panzer durch Elbing fuhren, war jeglicher Landweg nach Westen über die Weichsel abgeschnitten. Nur am Frischen Haff entlang konnten noch einige wenige Flüchtlinge aus der Elbinger Gegend sowie aus Tolkemit durch die Niederungen von Nogat und Weichsel nach Westen gelangen, bis am 26. Januar durch den russischen Vorstoß nach Tolkemit ans Haff auch diese beschränkte Möglichkeit fortfiel.

Zunächst etwas günstiger war die Situation für die südwestlichen und westlichen Kreise Ostpreußens, durch die der sowjetische Durchbruch aus dem Raum Ciechanów - Soldau nach Elbing führte.

Vom 19. bis 21. Januar fuhren aus den Kreisen Neidenburg, Ortelsburg, Allenstein, Osterode, Mohrunen und Pr. Holland noch mehrere Flüchtlingszüge entweder über Dt. Eylau und Thorn nach Südwesten oder über Marienburg und Elbing nach Nordwesten. Der ungeheuer schnelle russische Vormarsch, der bereits am 18. Januar den am weitesten südlich gelegenen Kreis Neidenburg erreichte, am 19. und 20. die Kreise Ortelsburg, Osterode und Dt. Eylau erfaßte und sich am 21./22. Januar auf das Gebiet um Allenstein, Mohrunen und Pr. Holland ausdehnte, verursachte auf den Bahnhöfen der Städte ungeheure Menschenansammlungen. Dieser russische Vorstoß wurde aber vor allem denen zum Verhängnis, die sich seit dem 19. Januar auf dem Treck nach Norden und Nordwesten unterwegs befanden. Mit Ausnahme derjenigen Trecks aus dem Kreise Pr. Holland und aus der westlichen Hälfte des Kreises Mohrunen, die den direkten Weg nach Westen in Richtung Marienburg eingeschlagen hatten und sich auf diese Weise der Einschließung Ostpreußens entziehen konnten, bewegten sich die Dorf- und Gutstrecks aus den südlichen und südwestlichen Kreisen auf den Straßen nach Nordwesten in Richtung Elbing/ Frisches Haff, also genau auf der Linie und in der Richtung, die die sowjetischen Panzer für ihren Vormarsch gewählt hatten.

Ein Teil der Trecks aus den Kreisen Ortelsburg, Allenstein, Mohrunen konnte noch rechtzeitig nach Norden abschnellen, der größere Teil aber fiel in russische Hand. Besonders die Trecks aus dem Kreise Osterode, der im Zentrum der russischen Angriffsbewegung lag, wurden meist schon im Kreisgebiet von sowjetischen Panzern überrollt.

Groß war in diesem südwestlichen Teil Ostpreußens auch die Zahl derer, die noch, ehe sie sich zur Flucht entschlossen hatten, in ihren Heimatdörfern und -städten unter der Russen gerieten. In Allenstein war noch die Hälfte der Bevölkerung in der Stadt, als diese völlig überrschend von sowjetischen Truppen besetzt wurde, und auch in der Stadt Osterode hielten sich während des russischen Einmarsches noch Tausende von Einheimischen und Flüchtlingen auf.

Von den über 500 000 Menschen, die im Südwestteil Ostpreußens (südlich der Linie Elbing – Allenstein – Ortelsburg) lebten, wurde etwa die Hälfte infolge des sowjetischen Vorstoßes, der zur Abschnürung Ostpreußens führte, überrascht bzw. unterwegs überrollt. Rund ein Viertel gelangte mit der Eisenbahn, mit Kraftwagen oder mit dem Treck nach Westen über die Weichsel, und die übrigen flohen in den

Raum südlich des Frischen Haffs, der in den folgenden Wochen im Brennpunkt der Fluchtbewegung in Ostpreußen stehen sollte.

Nachdem schon eine Woche nach dem Beginn der Fluchtbewegung der direkte Landweg von Ostpreußen nach dem Reich unterbrochen war, blieben nur noch zwei Fluchtmöglichkeiten: über See im Schiffstransport von Pillau aus oder über das Eis des Frischen Haffs auf die Nehrung und von dort aus über Kahlberg und die Weichselmündung nach Danzig und dann weiter nach Pommern.

Für die Bevölkerung, die sich im nördlichen Zipfel Ostpreußens (nördlich des Pregels) befand, war der Weg nach dem Samland und Pillau der gegebene, während die Masse der aus den südöstlichen und mittleren ostpreußischen Gebieten fliehenden Bevölkerung den Weg zum Frischen Haff einschlug. Diejenigen Trecks, die aus den östlich der Masurischen Seen gelegenen Kreisen Lötzen, Lyck und Johannisburg schon am 20./21. Januar aufgebrochen waren und sich zunächst in westlicher Richtung bewegt hatten, bogen jetzt nach Nordwesten um und zogen durch die Kreise Sensburg, Rössel und Rastenburg. Dazu kamen noch Teile der Trecks aus dem Kreis Ortelsburg, die vor dem südlichen russischen Angriff geflohen waren. Dadurch strömte in dem Gebiet unmittelbar westlich der Masurischen Seen bald eine unübersehbare Menge von Flüchtlingen zusammen. Als schließlich seit dem 25. Januar auch die Bevölkerung der Kreise Rastenburg, Sensburg und Rössel vor den nachdrängenden Russen die Flucht ergriff, waren die Straßen bald so verstopft, daß die Bewohner mancher Ortschaften die Flucht als aussichtslos betrachteten und die sowjetischen Truppen zu Hause erwarteten.

Der harte ostpreußische Winter, die Nachrichten von dem Vorstoß der Sowjets bis nach Elbing und bis vor Königsberg sowie das sichtbare Elend der Flüchtlingszüge nahmen Teilen der Bevölkerung allen Mut, sich an den Aufbruch zu machen. Am 26. Januar wurden Rastenburg, am 28. die Städte Sensburg und Rössel von Truppen der Roten Armee eingenommen, und dabei fielen nicht nur zahlreiche Bewohner dieser Städte in russische Hand, sondern auch viele Trecks aus den weiter östlich gelegenen Gebieten, die nicht schnell genug vorangekommen waren.

Dennoch gab die Bevölkerung im ganzen die Flucht keineswegs auf. Obwohl der feindfreie Raum südlich des Haffs Ende Januar zusehends kleiner wurde, strömten weitere Massen von Osten und Süden in die Kreise Pr. Eylau, Heilsberg, Braunsberg und Heiligenbeil ein, wobei die nachdringenden Russen unter der fliehenden Bevölkerung immer wieder heillose Verwirrung anrichteten. Trecks und Flüchtlinge aus nahezu allen ostpreußischen Kreisen trafen hier zusammen, und es entstand eine Zusammenballung von Menschen, der das Organisationsvermögen der Behörden nicht mehr gewachsen war. Kälte, Hunger und Luftangriffe kamen hinzu und verursachten besonders in den Städten Braunsberg, Mehlsack und Heiligenbeil hohe Verluste.

Seit Ende Januar bis in die letzten Februartage vollzog sich von der Haffküste bei Heiligenbeil und Braunsberg der Abmarsch von Hunderttausenden von Flüchtlingen über das Eis des Frischen Haffs nach der Nehrung. Während der Kessel südlich des Haffs hartnäckig von deutschen Truppen verteidigt und nur in wochenlangen Kämpfen eingeengt werden konnte, zogen Tag und Nacht auf abgesteckten Treckwegen Tausende von Menschen und hochbeladene Pferdewagen durch diese letzte, gefährvolle Öffnung des russischen Einschließungsringes um Ostpreußen. Ein-



Treckwagen auf dem Haffeis und am Haffufer



brüche in das Eis, russische Luftangriffe auf den endlosen Flüchtlingszug und Bombenabwürfe auf die Eisdecke sowie Erfrierungen, Hunger, Durst und das Übermaß der Anstrengungen kosteten während dieser Flucht über das Eis und die Nehrung vielen Menschen das Leben.

Vom Haff aus führte der Weg der Flüchtlinge auf der Nehrungsstraße in westlicher Richtung nach Kahlberg und Stutthof. Der weitaus größte Teil der Menschen, die glücklich die Nehrung erreichten, setzte die Flucht auf diesem Wege nach Danzig und Pommern fort. Ein geringer Teil wandte sich auf der Landzunge ostwärts nach Neutief und suchte, unter Zurücklassung von Pferden und Wagen, von Pillau aus über See in das westliche Reichsgebiet zu gelangen. Ende Februar begann die Eisdecke zu schmelzen; damit wurde der Flucht über das Haff ein Ende gesetzt.

Inzwischen war auch der Kessel an der Haffküste immer enger geworden. Ein Teil der einheimischen Bevölkerung und der Flüchtlinge war in den Kreisen Braunsberg und Heiligenbeil während der wochenlangen schweren Kämpfe, die diesen Landstreifen verwüsteten, bereits unter die Russen geraten oder hatte sich, von dem Elend und den Gefahren der Flucht über das Haff abgeschreckt, zur Aufgabe weiterer Fluchtversuche entschlossen. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die sich in den Monaten Januar und Februar südlich des Haffs zusammengedrängt hatten, war jedoch über das Eis entkommen. Ihre Zahl kann auf knapp eine halbe Million berechnet werden.

Nachdem Ende Februar die Flucht über das Haff geendet hatte und Ende März die Abwehrkämpfe im Kessel von Heiligenbeil endgültig eingestellt werden mußten, blieben nur noch in Königsberg und im Samland letzte Schlupfwinkel für die deutsche Bevölkerung. In den letzten Januartagen war der Angriff sowjetischer Truppen mit voller Wucht in den Raum um Königsberg und ins Samland hineingetragen worden. Er hatte dazu geführt, daß Königsberg eingeschlossen und die Samlandfront bis dicht an die Ostseeküste zurückgedrängt wurde.

Einige Zehntausende von Einheimischen und Flüchtlingen waren in Cranz und anderen Orten des Samlandes von sowjetischen Einheiten überrascht worden, und auch nördlich von Königsberg kam es im Zuge der Einschließung der Stadt in und bei Metgethen für die in Richtung Pillau fliehenden Menschen zu einer Begegnung voller Schrecken mit russischen Truppen.

Der Masse der im Samland zusammengeströmten Flüchtlinge und der einheimischen Bevölkerung gelang es jedoch, sich zunächst entweder in die Stadt Königsberg oder in den schmalen Küstenstreifen von Neukuhren bis nach Pillau und Fischhausen zu retten. Über 150 000 Menschen befanden sich zu dieser Zeit in Königsberg und über 200 000 wurden in den noch feindfrei gebliebenen Raum des Samlandes zusammengedrängt.

Die Königsberger Bevölkerung war zunächst mit Eisenbahnzügen geflohen, bis der Zugverkehr nach dem Reich am 21. Januar aufhörte. Danach hatten sich große Teile nach Pillau begeben, um von dort aus entweder über die Nehrung nach Westen zu gelangen oder über See ins Reich abtransportiert zu werden. Als Ende Januar 1945 die Einschließung der Stadt vollendet war, wurden noch geringe Teile der Bevölkerung zu Schiff von Königsberg nach Pillau gebracht, und Mitte Februar, nachdem im Norden der Stadt die Verbindung nach dem Samland für einige

Wochen wieder freigekämpft war, konnten noch weitere Teile der Zivilbevölkerung aus Königsberg ins Samland übergeführt werden. Dennoch blieben ca. 100 000 Menschen in Königsberg zurück. Viele von ihnen kamen den Räumungsaufforderungen der Partei absichtlich nicht nach, weil sie sich in der Stadt sicherer glaubten als im Samland oder auf dem gefährvollen Fluchtweg über Pillau.

Fortgesetzte Bombenabwürfe und Artilleriebeschuß auf Königsberg zerstörten während der Wochen der Einschließung einen großen Teil der ohnehin durch Luftangriffe schon früher schwer mitgenommenen Stadt und richteten unter der nur noch in Kellern lebenden Zivilbevölkerung hohe Verluste an. Als schließlich am 6. – 9. April der Generalangriff der Roten Armee auf Königsberg erfolgte, wurden nochmals viele Zivilisten in die Kriegseignisse hineingerissen. Ca. 25 Prozent der in Königsberg verbliebenen Bevölkerung waren im Laufe der Kampfhandlungen ums Leben gekommen, als am 9. April die Stadt an die Russen übergeben wurde.

Als letzte Bastion in Ostpreußen blieb nunmehr nur noch der Streifen entlang der Samlandküste und der Raum um Pillau – Fischhausen in deutscher Hand. Noch immer betrug die Zahl der aus Königsberg, dem Samland und aus weiter östlich gelegenen Kreisen in Pillau, Fischhausen, Palmnicken, Rauschen und Neukuhren untergebrachten Menschen viele Tausende, obwohl die Hauptmasse der Flüchtlinge bereits von Pillau aus über See abtransportiert worden war.

Die ersten mit Flüchtlingen beladenen Schiffe hatten am 25. Januar Pillau verlassen, und am 15. Februar konnte in Pillau bereits registriert werden, daß 204 000 Flüchtlinge mit Schiffen abbefördert und weitere 50 000 nach Neutief übergesetzt und im Treck oder Fußmarsch auf der Frischen Nehrung weitergeleitet worden waren.

Aber noch immer strömten viele Tausende nach Pillau. Sie kamen nicht nur über Land, sondern auch von Neukuhren aus mit kleinen Schiffen an. Die Stadt beherbergte an manchen Tagen über 75 000 Menschen, unter denen die ständigen sowjetischen Fliegerangriffe hohe Verluste anrichteten. Allein in der Zeit von Anfang März bis Mitte April fanden 13 schwere Luftangriffe auf Pillau statt, während gleichzeitig auch sowjetische Artillerie Stadt und Hafen beschuß.

Vom 8. März an mußte für ca. drei Wochen der Abtransport von Flüchtlingen aus Pillau eingestellt werden, weil aller zur Verfügung stehende Schiffsraum in dieser Zeit zum Abtransport der Flüchtlinge aus den Städten Danzig und Gdingen benötigt wurde, denen in Kürze die Einnahme durch sowjetische Truppen drohte. In dieser Zeit, als keine Schiffe von Pillau abfuhren, zogen viele Tausende nach Neutief herüber und die Nehrung entlang, denn von der Danziger Niederung aus verkehrten auch nach der Einnahme Danzigs noch Fährprähme nach Hela, von wo aus dann der Weitertransport ins Reich erfolgen konnte.

Ab Ende März wurde der Schiffsverkehr von Pillau aus nach Westen wieder aufgenommen. Erst als nach dem Fall von Königsberg der sowjetische Großangriff gegen die Samlandfront Mitte April begann, stand auch für das Fluchtzentrum Pillau das Ende bevor. Innerhalb weniger Tage mußten die letzten Verteidigungsstellungen längs der Samlandküste aufgegeben werden. Aus Neukuhren, Rauschen und z. T. auch aus Palmnicken und der Stadt Fischhausen konnte nur noch ein Teil der Bevölkerung fliehen. Zahlreich waren auch diejenigen, denen der Mut zu einer

weiteren Flucht gesunken war und die resigniert den Einzug der Russen abwarteten. Am 20. April begann der Kampf um die Festung Pillau, der nach fünf Tagen mit dem Übersetzen sowjetischer Truppen nach Neutief endete. Zahlreiche Soldaten fielen dabei in russische Hände, aber der Hauptteil der Flüchtlinge war bereits vorher abbefördert worden.

Die Flucht nach Pillau hatte sich für Hunderttausende als Rettung erwiesen. Insgesamt verließen von Ende Januar 1945 bis Ende April 451 000 Flüchtlinge mit Schiffen den Hafen von Pillau, und in der gleichen Zeit wurden 180 000 – 200 000 Menschen nach Neutief übergesetzt.

Durch Schiffsuntergänge fanden mehrere Tausende ein entsetzliches Ende. Die überwiegende Mehrzahl der über See abtransportierten Flüchtlinge kam jedoch wohlbehalten im westlichen Reichsgebiet oder in dem damals noch von deutschen Truppen besetzten Dänemark an.

Während der sowjetischen Offensive gegen Ostpreußen haben über 75 Prozent der ostpreußischen Bevölkerung, die Anfang 1945 noch im Lande war, Ostpreußen verlassen, um dem sowjetischen Zugriff und den russischen Truppen zu entgehen. Nur ca. 400 000 Menschen sind entweder durch den sowjetischen Vormarsch überrascht worden oder aus persönlichem Entschluß in Ostpreußen zurückgeblieben. Es kann angenommen werden, daß dazu die zahlenmäßig kleine Gruppe der echten polnischen Minderheit gehörte, obwohl darüber keine Zeugnisse vorliegen. Zusammen mit den ca. 100 000 Menschen, die schon im Herbst 1944 im Memelland und im Regierungsbezirk Gumbinnen in die Hände der Russen gefallen waren, blieben somit rund eine halbe Million Menschen in Ostpreußen zurück. – Faßt man den Verlauf der Flucht der ostpreußischen Bevölkerung vom Herbst 1944 bis zum April 1945 in wenige große Abschnitte zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

| | |
|---|-----------|
| Zahl der Anfang 1944 in Ostpreußen lebenden Bevölkerung (einschließlich Memelland, ohne Reg.-Bez. Westpreußen) | 2 350 000 |
| im Herbst 1944 evakuiert oder abgewandert | 500 000 |
| ab Januar 1945: | |
| auf dem Landwege (Eisenbahn oder Treck) nach Westen | 250 000 |
| über das Haff in den Raum Danzig – Pommern | 450 000 |
| von Pillau über die Nehrung in den Raum Danzig – Pommern | 200 000 |
| von Pillau über See abtransportiert | 450 000 |
| in Ostpreußen in russische Hand gefallen | 500 000 |

Für Hunderttausende von Menschen war mit dem Verlassen der ostpreußischen Heimat jedoch ihr Leidensweg noch nicht beendet. Sie gerieten im Raum um Danzig und in Ostpommern abermals in das Chaos des Krieges hinein, und viele von ihnen wurden noch dort von russischen Truppen erfaßt.



Übergriffe und Gewalttaten der sowjet-russischen Truppen beim Einzug in Ostdeutschland

Die Ereignisse, die sich beim ersten Zusammentreffen der siegreichen Truppen der Roten Armee mit der ostdeutschen Bevölkerung abspielten, stellen zweifellos den tiefsten Punkt der Erniedrigung dar, den die Deutschen jenseits von Oder und Neiße erleben mußten. Auf die wenigen Tage der ersten Begegnung mit den russischen Truppen drängt sich in der Erinnerung vieler Vertriebener zusammen, was sie an Schrecklichem seit 1945 in ihrer Heimat erlebt haben.

Daher rührt es, daß in einer so großen Zahl von Erlebnisberichten über die Vertreibung die Tage des Einmarsches der Roten Armee im Mittelpunkt stehen und erlebnismäßig alles andere in den Schatten stellen. Dies war nicht nur eine subjektive Empfindung, sondern entspricht auch der tatsächlichen Schwere der Erlebnisse, die in diese Tage fallen. Massenhafte Vergewaltigungen von Frauen, willkürliche Tötung vieler Deutscher, Raub und Mißhandlung während des Einzuges der Roten Armee sind in einem Maße und in solcher Gleichförmigkeit in allen Gebieten jenseits der Oder und Neiße verübt worden, daß keine Darstellung der Vertreibung daran vorübergehen kann.

1. Die Vergewaltigung von Frauen

Unter den Ausschreitungen der einzelnen russischen Truppen hatten ganz besonders die Frauen zu leiden. Bei den zahlreichen Erlebnisberichten, die vom Einzug der Roten Armee handeln, gibt es kaum einen, der nicht von Vergewaltigungen



Erschlagene Bauern

deutscher Frauen und Mädchen zu berichten weiß, in vielen wird sogar in aller Offenheit von selbsterlittenen Vergewaltigungen erzählt. Es kann auch bei kritischster Prüfung dieser Berichte kein Zweifel sein, daß es sich bei den Vergewaltigungen deutscher Frauen und Mädchen durch sowjetische Soldaten und Offiziere um ein Massenvergehen im wahren Sinne des Wortes handelt, keineswegs um bloße Einzelfälle. Darauf deutet schon hin, daß förmlich Razzien auf Frauen unternommen wurden, daß ferner manche Frauen in vielfacher Folge nacheinander mißbraucht wurden und daß die Vergewaltigungen oft in aller Öffentlichkeit vor sich gingen. In gleicher Weise befremdend und Entsetzen erregend wirkte es auf die deutsche Bevölkerung, daß von den Vergewaltigungen auch Kinder und Greisinnen nicht verschont wurden. Abgesehen von den physischen und psychischen Schädigungen, die die Vergewaltigungen für die ungeheure Zahl der betroffenen deutschen Frauen bedeuteten, haben besonders die Brutalität und Schamlosigkeit, mit der sich diese Vorgänge oft vollzogen, zur Verbreitung von Angst und Schrecken unter der deutschen Bevölkerung beigetragen.

Es läßt sich erkennen, daß hinter den Vergewaltigungen eine Verhaltensweise und Mentalität stand, die für europäische Begriffe fremd und abstoßend wirkt, und man wird sie teilweise auf jene, besonders in den asiatischen Gebieten Rußlands noch nachwirkenden Traditionen und Vorstellungen zurückführen müssen, nach denen die Frauen im gleichen Maße eine dem Sieger zustehende Beute sind, wie Schmuckstücke, Wertgegenstände und die Sachgüter in Wohnungen und Magazinen.

Ohne eine solche unter den sowjetischen Truppen verbreitete Grundhaltung wären die Formen und die massenhaften Fälle von Vergewaltigungen nicht denkbar. Die Tatsache, daß sowjetische Soldaten asiatischer Herkunft sich dabei durch besondere Maßlosigkeit und Wildheit hervortaten, bestätigt, daß gewisse Züge asiatischer Mentalität wesentlich zu jenen Ausschreitungen beigetragen haben.

Aber noch anderes ist in Rechnung zu stellen. Durch Soldatenseitungen, Flugblätter und Rundfunksendungen, z. B. des Schriftstellers Ilja Ehrenburg, sind die sowjetischen Truppen vor Beginn der Offensive gegen die deutschen Gebiete und noch in den Wochen der Eroberung mit brutaler Offenheit dazu aufgefordert worden, Rache und Vergeltung an den Deutschen zu üben. Von deutschen Truppen erbeutete Briefe russischer Soldaten sowie sowjetische Zeitungen aus dieser Zeit bestätigen dies einwandfrei, und von exilrussischer Seite ist offen zugegeben worden, daß ein Teil der sowjetischen Offiziere und Soldaten und besonders die überzeugten Stalinisten unter ihnen durch diese Haßparolen Ilja Ehrenburgs und anderer sowjetischer Journalisten beeinflußt wurden und die Schändung deutscher Frauen als einen Akt der Rache an den Deutschen betrachteten. Nur auf diese Weise läßt es sich erklären, daß es in vielen Fällen nicht bei der Vergewaltigung blieb, sondern daß die deutschen Frauen anschließend getötet und mitunter auf sadistische Weise entstellt wurden.

Manches davon mag auf das Konto einer durch den Krieg verursachten Zügellosigkeit gehen, im ganzen lassen sich die Vorgänge jedoch damit nicht erklären und entschuldigen. Es steht auch fest, daß zumindest in den ersten Wochen der Besetzung der deutschen Gebiete die sowjetische Armeeführung und die Truppen-

führer gegen die massenhaften Vergewaltigungen deutscher Frauen nicht eingeschritten sind, sie also durchaus duldeten, wenn nicht förderten.

Es soll im Interesse objektiver Berichterstattung nicht verschwiegen werden, daß es erfreulicherweise auch unter den russischen Soldaten und Offizieren eine beträchtliche Anzahl gegeben hat, die sich nicht an den Ausschreitungen beteiligten, ja den Frauen und Mädchen sogar ihren Schutz anboten oder durch energisches persönliches Eingreifen manche Vergehen verhinderten. Sie haben damit verdient, besonders hervorgehoben zu werden. Trotz solcher rühmenswerten Ausnahmen bleibt die Tatsache bestehen, daß die Vergewaltigungen zu den furchtbarsten Vorgängen innerhalb des Gesamtprozesses der Vertreibung gehören.

Sie hatten zur Folge, daß zahllose deutsche Frauen durch Geschlechtskrankheiten und sonstige körperliche Schädigungen für ihr ganzes Leben ruiniert wurden, und vor allem, daß seelische Depressionen und Verzweiflung, daneben ein dumpfer Fatalismus sich unter ihnen ausbreitete. Viele zogen den von eigener Hand gegebenen Tod der immer wiederholten Schande vor. Viele leiden noch heute unter den psychischen Nachwirkungen des Schreckens und der Entehrung.



Zusammengeschossener Treck

2. Die Tötung ostdeutscher Zivilpersonen

Neben den zügellosen Ausschreitungen gegenüber Frauen und Mädchen kam es in den Tagen unmittelbar nach dem Einzug der Roten Armee in den Städten und Dörfern Ostdeutschlands zu zahlreichen „Liquidierungen“ von Zivilpersonen und auch zu bloßem Mord. Es handelte sich dabei in der Regel um ein Vorgehen, dem keine auch nur formale gerichtliche Entscheidung vorherging, sondern um bloße Exekutionen auf Grund irgendwelcher Verdachtsmomente oder Beschuldigungen und oft genug auch um rein willkürliche Handlungen einzelner Sowjetsoldaten.

Trotz großer Verschiedenheit der Vorfälle im einzelnen läßt das Vorgehen der sowjetischen Truppen gewisse Grundzüge erkennen, die auf allgemeine Motive schließen lassen. So wurden von den Erschießungen durch einrückende sowjetische Truppen zunächst vor allem Personen betroffen, die exponierte Parteistellen innehatten oder bestimmten nationalsozialistischen Organisationen angehörten. In gleicher Weise wie die Ortsgruppenleiter und Ortsbauernführer, die SA- und SS.-Männer wurden häufig aber auch Bürgermeister und höhere Angestellte der Zivilverwaltung sowie Polizeiangehörige behandelt, von denen die Sowjets offenbar annahmen, daß sie allesamt führende NS.-Funktionäre waren.

Im Unterschied zu der Behandlung von Parteimitgliedern, wie sie sich in der späteren Zeit der russischen Militäradministration und der polnischen Verwaltung entwickelte, sind diejenigen Personen, die direkt von den einziehenden russischen Truppen – zu Recht oder Unrecht – als exponierte NS.-Leute identifiziert wurden, zu einem großen Teil kurzerhand ohne weiteres Verfahren erschossen worden. Fast überall in den Dörfern und Städten Ostdeutschlands sind auf diese Weise hier einige, dort mehrere Menschen getötet worden, die offenbar durch die den sowjetischen Truppeneinheiten beigegebenen politischen Kommissaren aufgespürt worden waren.

Es steht fest, daß bei diesen Exekutionen viele an verbrecherischen Maßnahmen des NS.-Regimes völlig Unbeteiligte ums Leben gekommen sind. Dies rührt zum Teil daher, daß die russischen Kommissare eine oft sehr unzutreffende Vorstellung von den Kompetenzen und der Verantwortlichkeit der einzelnen NS.-Funktionäre und -Organisationen hatten. Wie weit die Unkenntnis oder aber der Mutwille auf russischer Seite in dieser Beziehung ging, wird daran deutlich, daß es wiederholt vorkam, daß fälschlicherweise Eisenbahnbeamte, Feuerwehrleute und andere Uniformträger des öffentlichen Dienstes als Angehörige nationalsozialistischer oder militärischer Organisationen betrachtet und ohne Befragung erschossen wurden. Nicht anders wurde gegen diejenigen verfahren, in deren Wohnungen Waffen oder Uniformstücke gefunden worden waren. In vielen solchen Fällen genügte der bloße äußere Anschein und der geringste Verdacht, um Menschen hinzurichten.

Eine wichtige Rolle spielte in dieser Hinsicht vor allem der Verdacht, die von den sowjetischen Truppen in ihren Heimatorten angetroffenen Deutschen seien als Partisanen mit geheimem Auftrag zurückgelassen worden. Zweifellos leitete sich dieser Verdacht von den offiziellen deutschen Ankündigungen über die Schaffung des „Wehrwolfs“ wie von der wohlorganisierten Partisanentätigkeit her, mit der die Sowjets in Rußland die deutschen Truppen bekämpft hatten. Nichtsdestoweniger

war er bei der allgemeinen Verängstigung und Einschüchterung der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung unhaltbar. Es geschah besonders in den ersten Wochen des sowjetischen Vordringens nach Ostdeutschland überaus häufig, daß vor allem Männer auf Grund irgendeines den argwöhnischen Sowjetsoldaten verdächtig erscheinenden Verhaltens kurzerhand erschossen wurden.

Auch andere Motive wirkten bei den Erschießungen von Deutschen in den Tagen des Einzuges der sowjetischen Armeen mit. Besonders der aus den Traditionen der russischen Revolution stammende Haß gegen die „Kapitalisten“ fand vielfältig Entladung. Da nicht nur Großgrundbesitzer und Unternehmer, sondern auch kleine Leute, soweit sie nur ein eigenes Haus besaßen, in den Augen der sowjetischen Soldaten „Kapitalisten“ waren, sind von diesen Haßgefühlen nahezu unterschiedslos sowohl Gutsbesitzer und Geschäftseigentümer als auch Beamte, Angestellte und selbst Arbeiter betroffen worden. Die in Ostdeutschland besonders zahlreichen Gutsbesitzer wurden in den Augen der Russen in besonderer Weise in schlechtes Licht gesetzt durch den Umstand, daß bei ihnen während des Krieges zahlreiche russische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter beschäftigt gewesen waren. Die Aussagen dieser russischen oder auch polnischen Zivilarbeiter oder Kriegsgefangenen waren deshalb für das Schicksal der Gutsbesitzer und ihrer Familien im positiven wie im negativen Sinne vielfach entscheidend. Die geringste Beschuldigung wegen schlechter Behandlung kostete manchem Landwirt das Leben, wie andererseits auch positive Zeugnisse oft Wunder wirkten.

Daneben zeigen sehr viele andere Beispiele von Erschießungen, daß die Tötung von Deutschen in hohem Maß dem seltsam naiven und zu plötzlichen und willkürlichen Handlungen fähigen Temperament der Russen zugeschrieben werden muß, dessen Unberechenbarkeit sich in den Tagen der Eroberung dadurch noch unheilvoller auswirkte, daß große Teile der sowjetischen Truppen fast ständig unter Alkoholeinfluß standen. Die zahllosen Trinkgelage endeten fast regelmäßig nicht nur mit Vergewaltigungen von Frauen, sondern auch mit Schießereien, denen nicht wenige völlig unschuldige Deutsche zum Opfer fielen. Doch auch wenn sie sich in nüchternem Zustand befanden, war es für viele russische Soldaten charakteristisch, daß sie in einer spielerisch-kindlichen Weise mit ihren Schußwaffen umgingen und jederzeit zum Schießen und Erschießen bereit waren, was vielen ahnungslosen Deutschen das Leben kostete.

Häufig kam es vor, daß Männer, die der Vergewaltigung ihrer Ehefrauen und Eltern, die der Schändung ihrer Töchter Widerstand leisten wollten, brutal niedergeschossen wurden, ebenso wie Frauen, die sich nicht mißbrauchen lassen wollten, oder Alte und Schwache, die nicht erfüllen konnten, was von ihnen verlangt wurde. In einzelnen Fällen waren auch völlig belanglose Dinge, nicht selten sprachliche Mißverständnisse, die Ursache, daß von der Schußwaffe Gebrauch gemacht wurde. Es muß als charakteristischer Zug dieser Vorgänge festgehalten werden, daß hinter ihnen – im Gegensatz zu den späteren polnischen Ausschreitungen – viel weniger nationalistisch bestimmter Deutschenhaß stand, sondern teils sozialrevolutionäre, kommunistische oder antifaschistische Gefühle, teils einfach selbstherrliche naive Willkür des einzelnen russischen Soldaten oder Offiziers.

3. Plünderungen und Brandstiftungen

Neben den Vergewaltigungen der Frauen und den Erschießungen, von denen vor allem die Männer bedroht waren, gab es auch Übergriffe, denen keiner der zurückgebliebenen Deutschen entrann und die, mochten sie auch im einzelnen als nicht so tragisch empfunden worden sein, doch auf Grund ihrer allgemeinen Verbreitung die deutsche Bevölkerung stark in Mitleidenschaft zogen.

An erster Stelle stehen hier die unaufhörlichen Plünderungen und Beraubungen, die beim Einmarsch der Roten Armee begannen und noch lange unter der russischen Besatzung andauerten, so daß die zurückgebliebene ostdeutsche Zivilbevölkerung durch fortgesetzte Beraubungen ihrer persönlichen Habe weitgehend verarmte.

Das furchtbare Ausmaß, das die Plünderungen in den ersten Tagen und Wochen nach der Eroberung der ostdeutschen Städte und Dörfer angenommen haben, die systematische Gründlichkeit, mit der sie geschahen, läßt auf planmäßiges Vorgehen schließen. Zweifellos hatten die sowjetischen Truppen lange Zeit uneingeschränkte Plünderungsfreiheit. Nicht nur, daß die sowjetische militärische Führung ihre Soldaten gewähren ließ, sie ermunterte sie noch in ganz offensichtlicher Weise, sich an deutschem Eigentum zu bereichern, oder leistete durch gelenkte Maßnahmen Plünderungsaktionen Vorschub.

So spielten Plünderungsabsichten zweifellos eine wichtige Rolle, wenn in größeren Orten, z. B. in Königsberg, Elbing und Danzig, daneben auch besonders in pommerischen Städten die deutsche Bevölkerung nach dem Einzug der Russen in tagelangen Märschen in der Umgebung umhergetrieben wurde. Obwohl diese zeitweiligen Austreibungen mitunter durch die Nähe der Front bedingt waren oder auch anderen Zwecken, wie Verhören und Registrierungen dienten, so stand dabei doch offenbar die Absicht im Vordergrund, durch eine vorübergehende Entfernung der Bevölkerung aus ihren Wohnungen das deutsche Eigentum für die Beschlagnahme und Aneignung durch die sowjetischen Truppen freizugeben. Bei diesen Aktionen hat zweifellos die Vorstellung eine Rolle gespielt, daß der einzelne russische Soldat auf seine Weise an einer Wiedergutmachung teilnehmen sollte. Der Warenmangel von Menschen, die aus einem Lande kamen, in dem seit Jahrzehnten ein ungeheurer Mangel an Verbrauchsgütern bestand, trug das Seinige dazu bei, den ideologisch genährten Haß gegen alle Besitzenden zu offenen Raubhandlungen oder, was noch furchtbarere Wirkungen hatte, zu systematischen Zerstörungsakten zu steigern.

Viele Erlebnisberichte geben ein Bild nicht nur von Raub und Plünderungen, sondern auch von mutwilligen und fahrlässigen Vernichtungen, von Brandstiftungen in Wohnungen, Häusern, ja von der Niederbrennung ganzer Orte und Stadtteile. Da ein großer Teil der Wohnungen und Häuser leer stand, als die ostdeutschen Provinzen erobert wurden, gab es nichts, was die sowjetischen Truppen hätte hindern können, dort ganz nach ihrem Gefallen zu plündern und zu wüten. Diejenigen Deutschen, die von der Flucht zurückkamen, fanden in der Regel ihre Wohnungen in völlig ruiniertem Zustand vor. Besonders dann, wenn die sowjetischen Truppen in Erfahrung gebracht hatten, daß der Besitzer dieses oder

jenes Hauses Nationalsozialist war, oder wenn sie in verlassenem Wohnungen NS-Embleme, Bilder von deutschen Soldaten, Hitlerbilder o. ä. fanden, führten solche Entdeckungen in der Regel dazu, daß die Wut gegen die abwesenden Besitzer sich auf deren Wohnungen und Häuser übertrug, die meist nicht nur völlig verwüstet, sondern auch in Brand gesetzt wurden. Die Verlassenheit der Orte in jenen Tagen hat dazu geführt, daß das Feuer von den einzelnen Häusern ungehindert auf ganze Straßenzüge und Stadtteile übergriff und Brände in großer Zahl wüteten. Manchmal gewinnt man geradezu den Eindruck, daß das Feuer von vornherein planmäßig gelegt wurde, um nicht nur einzelne Gebäude, sondern ganze Orte in Brand zu setzen . . .

Es ist erwiesen, daß durch die Zerstörungen und Brandstiftungen in den Tagen des Einmarsches der Roten Armee in Ostdeutschland größerer Schaden verursacht wurde als durch Bombenangriffe und Kampfhandlungen.

4. Zusammenfassung

Eine summarische Betrachtung der hauptsächlichlichen Erscheinungsformen der zahllosen Übergriffe, wie sie von der Roten Armee gegen die ostdeutsche Bevölkerung und ihr Eigentum verübt wurden, kann nur das Typische hervorkehren. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Vorgänge je nach Örtlichkeit, Umständen und Zeit gewisse Varianten zeigten.

In größeren Städten, in denen sich noch eine relativ hohe Zahl Deutscher aufhielt, verteilten sich naturgemäß die Übergriffe auf eine größere Zahl, und das Leid traf den Einzelnen weniger gleichmäßig und manchmal auch weniger schwer als in Dörfern, in denen starke russische Einheiten Quartier machten. Die größere Anonymität, mit der sich das Leben einer Stadtbevölkerung vollzieht, setzte auch den Denunziationen polnischer und russischer Zivilarbeiter oder übelwollender Nachbarn engere Grenzen als auf dem Lande. Dazu kam, daß die Weitläufigkeit von Städten wie Königsberg, Breslau und Danzig größere Unterschlupf- und Versteckmöglichkeiten bot.

In Dörfern und kleinen Landstädten hing das Maß des beim Einzug russischer Truppen zu Erleidenden in erster Linie davon ab, ob starke russische Verbände oder nur kleine Einheiten einzogen. In der Regel waren es auch nicht die Kampftruppen, die noch im Gefecht befindlich waren, sondern die Nachschubeinheiten und Reserven, von denen die schwersten Übergriffe ausgingen. Besonders katastrophal wirkte sich das Zusammentreffen mit russischen Truppen dort aus, wo es auf offener Landstraße während des Trecks erfolgte. Hierbei gerieten die Flüchtlinge mitunter in Gefechte zwischen russischen und deutschen Truppen hinein; aber auch wenn sie davon verschont blieben, hatte das Auftreffen russischer Panzer auf Flüchtlings-trecks verheerende Wirkungen: Fuhrwerke wurden niedergewalzt, Menschen erschossen, das Gepäck geplündert.

Der Ablauf der Ereignisse bei der Begegnung mit den sowjetischen Truppen wurde schließlich auch durch den Zeitpunkt bestimmt, an dem diese erfolgten. Ganz allgemein gilt, daß in den ersten Wochen des sowjetischen Einmarsches im Januar/Februar 1945 schlimmere Übergriffe stattfanden als in den letzten Wochen vor dem

Waffenstillstand im April und Mai. In den zuerst von russischen Truppen eroberten Gebieten Ostdeutschlands, in Ostbrandenburg, den südlichen Kreisen Ostpommerns, in manchen Gegenden Ostpreußens und in Oberschlesien war die Anzahl der Erschießungen größer, das allgemeine Verhalten der russischen Truppen ungezügelter und hemmungsloser als etwa in den schlesischen Randgebirgen, die erst im Mai in russische Hände fielen. Es ist auch deutlich, daß die Bevölkerung Danzigs und Königsbergs unter Ausschreitungen dieser Art schwerer zu leiden hatten als die Breslaus, das bis zum 6. Mai gehalten werden konnte. — Vielleicht hat in diesem Zusammenhang auch die Herkunft der Truppen und ihr Zivilisationsstand oder die Haltung der einzelnen Kommandeure eine Bedeutung gehabt. Ob man, verglichen mit solchen grausamen Exzessen, wie denen von Nemmersdorf/Ostpr. im Oktober 1944, von Metgethen bei Königsberg im Februar 1945 und anderen, die sich zu Beginn der Besetzung deutscher Gebiete ereigneten, später von einer gewissen Abkühlung des Fanatismus der russischen Truppen sprechen kann, sei dahingestellt. Sicher ist, daß seitens der sowjetischen Armeeführung nach den ersten Wochen der Eroberung die Tendenz zu wachsen begann, Ausschreitungen zu begehen, weil diese auf die Dauer die Disziplin der Armee untergraben mußten. Auch das Problem der Rückwirkungen, die auf die Moral kommunistischer Soldaten bei einer zu engen Berührung mit der kapitalistischen Welt eintreten konnten, wird mitgewirkt haben. Die sowjetischen Aufrufe, die die Rote Armee zur Vergeltung aufforderten, wurden daher etwa ab März 1945 eingestellt und statt dessen Tagesbefehle und Flugblätter ausgegeben, die zur Disziplin aufriefen.

Gleichwohl vollzog sich auch in den Monaten März — Mai 1945 die Besetzung ostdeutschen Gebiets unter schwersten Leiden für die Zivilbevölkerung. Nur die Dichte und Intensität der Übergriffe und Gewalttaten wurde, soweit wir nach den Berichten urteilen können, etwas geringer; besonders krasse Einzelereignisse werden nicht mehr so oft bezeugt. Erst mit dem Zeitpunkt des Waffenstillstandes aber hat eine wirklich merkbare Erleichterung für die deutsche Zivilbevölkerung eingesetzt.



Das Schicksal der Deutschen im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens nach 1945

Der Einfall der Roten Armee nach Ostdeutschland hatte zur Folge gehabt, daß über die Hälfte der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße nach Mittel- und Westdeutschland verdrängt worden war. Die Millionen von Deutschen, die durch die Flucht vor der Roten Armee die Heimat verlassen mußten, hatten an den Folgen der Vertreibung noch lange schwer zu tragen, und noch heute haben sie unter der Besitz- und Heimatlosigkeit zu leiden. Dennoch blieb ihnen wenigstens das schwerere Schicksal der Deutschen erspart, die im Frühjahr und Sommer 1945 unter sowjetische und polnische Herrschaft gekommen waren. Auch diesen über 5 Millionen Ostdeutschen, die den Einzug der sowjetischen Truppen in ihrem Lande erlebten oder nach dem Ende der Kampfhandlungen dorthin zurückgekehrt waren, ist der Verlust ihrer angestammten Heimat nicht erspart geblieben, nur traf sie dieses Schicksal später, und der Weg dahin gestaltete sich für sie unvergleichlich schwerer. Ehe sie mit nur wenigem Handgepäck ihre Heimat verlassen mußten, lebten sie lange Monate und manchmal Jahre unter russischer oder polnischer Herrschaft im Zustande völliger Rechtlosigkeit unter menschenunwürdigen Lebensbedingungen, die ihnen schließlich die Austreibung, wenn sie sie noch erlebten, als Erlösung von unsagbaren Leiden erscheinen ließ.

Im Gesamtvorgang der Vertreibung der ostdeutschen Bevölkerung muß dem Schicksal der Deutschen in den Jahren der russisch-polnischen Herrschaft deshalb besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sowohl die Flucht, die am Beginn des Vertreibungsprozesses stand, wie die Ausweisung als sein Ende würden weitgehend unverständlich bleiben und nicht hinreichend zu erklären sein ohne Betrachtung der dazwischen liegenden Zeit, die die Deutschen jenseits von Oder und Neiße seit 1945 unter der Herrschaft der Russen und Polen in ihrer Heimat erlebten.

Nachdem Deutschland militärisch besiegt war, entwickelte sich die Lage in den deutschen Ostgebieten, in Danzig und in Polen für die dort lebende deutsche Bevölkerung sehr unterschiedlich.

Völlig abgesondert von den übrigen ostdeutschen Provinzen wurde der Nordteil von Ostpreußen, der durch die Potsdamer Beschlüsse der Alliierten unter die Verwaltung der UdSSR gestellt worden war. Im Unterschied zu diesem Gebiet erlebte die deutsche Bevölkerung im südlichen Ostpreußen, in Danzig, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien zunächst zwar ebenfalls mehrere Monate oder zumindest einige Wochen russischer Besatzung, kam aber später unter polnische Verwaltungshoheit.

Schon im Februar 1945 waren die Alliierten in Jalta übereingekommen, daß ein Teil Ostpreußens der Sowjetunion zugesprochen werden sollte. Dieser Übereinkunft wurde im Potsdamer Abkommen Rechnung getragen durch den Beschluß, den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg unter die Verwaltung der UdSSR zu stellen. Die angloamerikanischen Mächte bekräftigten diese Abmachung durch ihre gemeinsame Zusage, die Übertragung dieses Gebietes an Rußland bei der Friedensregelung zu unterstützen. Als Grenze zwischen dem sowjetisch ver-

walteten und dem polnisch verwalteten Teil Ostpreußens wurde eine Linie festgelegt, die fast gradlinig von der Küste des Frischen Haffs unmittelbar südlich von Heiligenbeil nach Osten quer durch Ostpreußen verläuft und nördlich von Goldap auf die alte ostpreußisch-litauische Grenze stößt.

Nördlich dieser Grenzlinie befanden sich nach dem Einmarsch der Russen und dem Abschluß der Rückkehrbewegung nur noch etwa 250 000 – 300 000 Deutsche, von denen sich ca. ein Viertel in der Stadt Königsberg aufhielt. Der östlichste Teil des Landes, der die Kreise Tilsit, Ebenrode, Schloßberg, Gumbinnen und Insterburg umfaßte, war fast gänzlich von Menschen entblößt. Auch die Städte zählten hier nur noch wenige Tausend Deutsche. Schon im Februar 1945 deportierten die Russen deshalb zahlreiche Einheimische und Flüchtlinge, die sie im Samland angetroffen hatten, nach diesen östlichen Kreisen, wo sie für die sowjetischen Truppen Zwangsarbeiten zu verrichten hatten und später auf Kolchosen zusammengefaßt wurden. In der folgenden Zeit sind dann auch aus Königsberg und im Frühjahr 1946 vor allem aus dem Kreis Labiau Deutsche in die menschenarmen Gebiete im Osten des sowjetisch verwalteten Ostpreußens verschleppt worden.

Dieser erzwungene Bevölkerungstransfer, der zahlreiche Deutsche aus ihrer engeren Heimat riß, hat dazu geführt, daß die Entwurzelung der Bevölkerung, die schon durch die Flucht- und Rückkehrbewegungen bewirkt worden war, noch weitere Fortschritte machte. In einer fremden Umgebung mit gleichfalls verschleppten Landsleuten aus den verschiedensten Gegenden Ostpreußens nebeneinander zu leben, die alle der Heimatlosigkeit preisgegeben waren, kennzeichnete im nördlichen Teil Ostpreußens mehr als in allen anderen deutschen Ostgebieten das Schicksal der in russische Hand gefallenen Deutschen. Dazu kam der Zustand absoluter Unsicherheit und ständiger Gefährdung, der noch Monate und Jahre nach der Besetzung andauerte. Obwohl allmählich russische Kommandanturen eingerichtet und Vergewaltigungen und Plünderungen verboten wurden, vermochten die Anordnungen der Kommandanten und die vereinzelt ausgesandten Streifen und Wachposten nicht, die deutsche Bevölkerung vor Übergriffen durch Soldaten und Offiziere zu schützen. Selbst in Königsberg hatte die deutsche Bevölkerung noch lange nach der Einnahme der Stadt unter fortgesetzten Beraubungen durch russische Soldaten zu leiden. Wesentlich unsicherer noch war die Lage aber auf dem Lande und besonders in abgelegenen und menschenarmen Orten und Gütern. Hier hörten die Belästigungen durch einzelne russische Soldaten, die Räubereien ganzer Banden und die Vergewaltigungen der deutschen Frauen noch zu Ende des Jahres 1945 und selbst im Laufe des nächsten Jahres nicht auf.

Besonders traurig war das Schicksal der vielen Tausende, die nach der Besetzung des Landes wiederholten Verhaftungen zum Opfer fielen, die nicht nur unter den ehemaligen Mitgliedern der NSDAP, viele Unbelastete, sondern auch viele fälschlich Verdächtige erfaßten. Sofern die Verhafteten nicht nach Rußland verschleppt wurden, hielt man sie nach zahllosen Verhören und Mißhandlungen in Gefängnissen, Zuchthäusern und Lagern fest. Im nördlichen Teil Ostpreußens waren das Zuchthaus von Tapiau, das Gefängnis von Insterburg und das in den Kasernen von Pr. Eylau errichtete Lager die Hauptsammelstellen für die Verhafteten. Im Lager Pr. Eylau befanden sich allein über 10 000 Deutsche, die bei

schlechtester Ernährung harte Arbeit leisten mußten. Über die Hälfte von ihnen ist bis zur Auflösung des Lagers Ende 1945 an Unterernährung und Erschöpfung und den berüchtigten Typhuserkrankungen gestorben.

Aber auch die übrige Bevölkerung des sowjetisch verwalteten Ostpreußens hat in den auf die Eroberung folgenden Monaten und Jahren Schwerstes durchmachen und ungeheure Opfer bringen müssen. Die weitgehende Entvölkerung und wirtschaftliche und verkehrsmäßige Abschließung des Landes, besonders aber die brutale sowjetische Behandlung seiner wenigen deutschen Menschen, führte im Nordteil Ostpreußens seit 1945 zu einem Prozeß wachsender Verelendung, Verwilderung und Primitivisierung, demgegenüber die zur gleichen Zeit in manchen Gegenden Schlesiens und Pommerns herrschenden Zustände noch als kultiviert erscheinen mochten. In wenigen Jahren verwischten sich die Züge einer alten europäischen Kulturlandschaft, und den Menschen verwandelte sich ihre Heimat unter ihren Augen in eine unheimliche Fremde.

In Königsberg und den kleineren Städten des nördlichen Ostpreußens wurde die Bevölkerung sofort nach der Eroberung durch sowjetische Truppen systematisch zu Zwangsarbeiten aller Art herangezogen. Ein Teil der arbeitsfähigen Männer und Frauen wurde zu diesem Zweck vorübergehend interniert; die anderen wurden dadurch zur Arbeit gezwungen, daß sie nur dann Verpflegung erhielten, wenn sie unter Aufsicht der sowjetischen Truppen arbeiteten. Eine organisierte allgemeine Lebensmittelversorgung, d. h. eine Ausgabe und regelmäßige Belieferung von Lebensmittelkarten, hat es im nördlichen Teil Ostpreußens offenbar nirgends gegeben. Für Alte, Kranke und Kinder begann die Ernährungslage in den Städten und besonders in Königsberg bald katastrophal zu werden. In den ersten Wochen nach der Einnahme Königsbergs konnten noch die Vorräte in den verlassenen Häusern und Magazinen, soweit sie nicht schon von Russen ausgeraubt waren, über die erste Not hinweghelfen. Plündernde russische Soldaten und nahrungssuchende Deutsche durchzogen die Wohnungen und Keller der Stadt. Da die Zahl der Deutschen, die in russischen Haushalten und Kommandanturen oder in den wenigen von den Russen wieder in Gang gesetzten Betrieben Arbeit fanden, beständig abnahm, wurde die Ernährungslage für die Bevölkerung immer schlechter. Eine Ausnahme bildeten in dieser Beziehung lediglich die wenigen qualifizierten Facharbeiter, die als Spezialisten meist ausreichende Verpflegung und mitunter sogar Bezahlung erhielten. Im übrigen hat aber wohl in keiner anderen deutschen Stadt der Hunger in den Jahren 1945 – 1947 so viele Opfer gefordert wie in Königsberg. Große Teile der Bevölkerung nährten sich von Abfällen, und die Verwilderung führte schließlich sogar dazu, daß Fleisch getöteter Menschen feilgeboten wurde.

Furchtbare hygienische Verhältnisse trugen das ihre dazu bei, daß Typhus-, Ruhr-, Krätze-, ja selbst Malariaepidemien um sich griffen und die Sterblichkeit in unerhörtem Maße stieg. Zwei Jahre lang – vom Sommer 1945 bis zum Sommer 1947 – hielt die hohe Sterblichkeit in Königsberg infolge der Unterernährung und der Epidemien an. Innerhalb dieser zwei Jahre ist von den rund 70 000 Deutschen, die im Sommer 1945 in Königsberg registriert worden waren, mindestens die Hälfte gestorben. Im Sommer 1947 befanden sich nach übereinstimmenden Angaben nur noch 20 000 – 25 000 Deutsche in der Stadt. Da die Krankenhäuser in Königsberg

teilweise noch unter der Leitung deutscher Ärzte und Schwestern standen, die, soweit es in ihrer Macht lag, es an ärztlicher Betreuung nicht fehlen ließen, konnte vielen Kranken Erleichterung verschafft werden. Dennoch war es nicht zu verhindern, daß die Sterblichkeit anhielt.

Nicht viel besser war die Lage in den kleineren Städten des sowjetisch verwalteten Gebietes. Auch in ihnen stieg mit dem Sommer 1945 die Zahl der Todesfälle unter der Bevölkerung ungewöhnlich an.

Etwas günstigere Voraussetzungen bestanden anfangs für die Landbevölkerung. Obwohl die sowjetischen Truppen wiederholt Getreide requirierten und fast sämtliches Vieh beschlagnahmten, fand sie im Frühjahr und Sommer 1945 gelegentlich noch einiges an Vorräten von der vorjährigen Ernte, so daß sie ein kümmerliches Leben fristen konnte. Hier und dort wurde jedoch auch sie schon im Sommer 1945 zu verzweifelten Handlungen getrieben. Manchen von denen, die erst im Mai oder Juni von ihrer Flucht zurückkamen und ihre Wohnungen und Höfe völlig ausgeplündert vorfanden, blieb nichts anderes übrig, als bei den russischen Soldaten um Nahrung zu betteln. Die Gutmütigkeit und Freigebigkeit einzelner Russen kleinen Kindern und ihren Müttern gegenüber, die in seltsamem Kontrast zu den vielen Exzessen und Ausschreitungen stand, haben für manche deutsche Familie eine große Hilfe in ihrer furchtbaren Not bedeutet.

Im Sommer und Herbst 1945 besserte sich die Ernährungslage auf dem Lande insofern, als die Wintersaat, die überall noch vor dem russischen Einfall nach Ostpreußen in den Boden gekommen war, geerntet werden konnte. Auf allen großen Gütern waren sowjetische Militärkommandos eingesetzt, unter deren Leitung die deutsche Bevölkerung die Erntearbeiten verrichten mußte. Nach sowjetischem Arbeitsnormsystem hatten Frauen und Männer, oft auch Kinder, schwerste Arbeit zu leisten. Jedoch brachte ihnen dies gegenüber der Stadtbevölkerung den Vorteil, daß sie sich beim Ernten, Dreschen und Kühemelken neben den kargen Rationen zusätzlich Lebensmittel verschaffen konnten. Häufig wird berichtet, wie ehemalige Bauersfrauen und Gutsbesitzerinnen nachts auf ihre eigenen Felder schleichen und Korn für sich und ihre Kinder stehlen mußten, weil die russische Armeeführung die Ernte beschlagnahmt hatte. Mit Ausnahme der geringen Zuteilung, die die Landbevölkerung für ihre Arbeit auf den Feldern erhielt, war das gesamte auf den ostpreußischen Gütern geerntete Getreide für die Versorgung der sowjetischen Besatzungstruppen bestimmt, deren Zahl besonders im nördlichen Ostpreußen auch lange nach der Eroberung ungewöhnlich hoch war. Daraus erklärt sich, daß seit dem Frühjahr 1946 die allgemeine Hungersnot in wachsendem Maße auch die Landbevölkerung ergriff.

Im Jahre 1946 wurde in Königsberg, dessen Sowjetisierung durch die Umbenennung in Kaliningrad auch nach außen demonstriert wurde, und im ganzen nördlichen Ostpreußen die sowjetische Militäradministration durch staatliche Zivilverwaltungsbehörden abgelöst. Der nördliche Teil Ostpreußens bildete — mit Ausnahme des Memellandes, das der Sowjetrepublik Litauen einverleibt wurde — fortan als Oblast Kaliningrad (Departement Kaliningrad) eine administrative Einheit, die verwaltungsmäßig in die großrussische Republik (RSFSR.) eingegliedert wurde. Schon Anfang 1946 kamen die ersten Zivilrussen aus dem Inneren Rußlands in die

ostpreußischen Städte und Dörfer. Dennoch blieb das Land auch in der folgenden Zeit vorwiegend militärisch beherrscht. Pillau und Königsberg wurden zu Marinestützpunkten ausgebaut, und auch im Hinterland wurden starke sowjetische Einheiten stationiert.

Zivile Verwaltungsaufgaben standen demgegenüber völlig im Hintergrund. Besonders die Landwirtschaft wurde im nördlichen Teil von Ostpreußen aufs äußerste vernachlässigt. Infolge der Menschenarmut, die auch durch den Zuzug von Zivilrussen nur sehr wenig und nur ganz allmählich etwas behoben werden konnte, lag in den Jahren 1946 – 1949 der überwiegende Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche brach, womit eine zunehmende Versteppung einsetzte.

Lediglich einige der großen Güter wurden als sowjetische Kolchosen organisiert. Auf ihnen mußte der größte Teil der ländlichen deutschen Bevölkerung und teilweise auch die Bevölkerung der kleinen Städte arbeiten. Die Mehrzahl dieser Kolchosen befand sich in der Gegend um Insterburg, Gumbinnen, Schloßberg und Ebenrode. Die Deutschen, die zwangsweise auf die Kolchosen verschleppt worden waren oder in Ermangelung anderer Existenzmöglichkeiten dort Arbeit gesucht hatten, lebten und arbeiteten in den Jahren 1946 und 1947 in äußerst primitiven Verhältnissen. Die Wasser- und Lichtversorgung war kaum irgendwo in Gang gesetzt, die wichtigsten Maschinen und das Vieh waren abtransportiert, so daß mitunter Frauen vor den Pflug gespannt wurden und die Felder mit der Sense gemäht werden mußten. Die Gutshöfe waren großenteils verwildert, und es setzte sich die in Rußland seit altersher übliche Gewohnheit durch, leerstehende Scheunen und Gehöfte abzureißen und die Holzteile im Winter als Brennmaterial zu verheizen.

Durch die Ankunft von Zivilrussen, die gleichfalls auf den Kolchosen arbeiten mußten, wurden viele Deutsche aus ihren Unterkünften verdrängt und neue Belästigungen und Plünderungen hervorgerufen, gegen die es keine Wehr gab. Krankheiten, Erschöpfung durch die schwere Arbeit und mangelhafte Ernährung kamen hinzu und hielten den überwiegenden Teil der Landbevölkerung im nördlichen Ostpreußen in einem Zustand des bloßen Vegetierens. Einzelne versuchten deshalb, die streng bewachte Grenze zu überschreiten, die den nördlichen, sowjetischen Teil Ostpreußens von dem südlichen, polnisch verwalteten Teil trennte, um von dort aus nach Westen zu gelangen. Eine besondere Anziehungskraft übten vor allem aber Litauen und Lettland aus. Viele Deutsche aus den östlichen Kreisen Ostpreußens, aber auch aus Königsberg machten sich trotz Verbots und drohender Verhaftung auf den gefährvollen Weg nach den baltischen Staaten, die zu dieser Zeit landwirtschaftlich und ernährungsmäßig wesentlich günstiger gestellt waren als das durch die Sowjets ausgeraubte und verwahrloste Ostpreußen. Vor allem in das nahegelegene Litauen, vereinzelt aber auch nach dem entfernteren Lettland, zogen Frauen, Männer und viele Jugendliche aus Ostpreußen, um sich Nahrungsmittel zu erbetteln und dann zu ihren Angehörigen in Ostpreußen zurückzukehren oder auch, um dort zu bleiben und bei litauischen oder lettischen Bauern Arbeit und Brot zu finden. Die große Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit der Litauer und Letten haben für viele Ostpreußen eine sehr wirksame Erleichterung ihrer Lage bedeutet und manchem Gelegenheit gegeben, sich den unerträglichen Verhältnissen und den sowjetischen Zwangsmaßnahmen solange zu entziehen, bis eine Ausreise nach Mittel- oder Westdeutschland möglich wurde.

Die große Masse der deutschen Bevölkerung in Königsberg und auf dem Lande mußte jedoch bleiben, wo sie war, und auf eine Besserung ihre Lage in der Zukunft hoffen. Besonders niederdrückend war es, daß sie fast ohne jegliche Verbindung mit der Außenwelt lebte und nur die spärlichste Kunde vom übrigen Deutschland erhielt. Der Grad der Abgeschlossenheit von der Welt, in der sich die Deutschen seit Januar 1945 in Ostpreußen befanden, wird daran deutlich, daß manche von ihnen erst im Herbst 1945 vom Waffenstillstand und vom Ende des Krieges erfuhren, und daß die *Deutschen in Königsberg und in anderen Orten des nördlichen Ostpreußens* erstmalig im Jahre 1946 Post von ihren Angehörigen aus Mittel- und Westdeutschland empfangen. Im Gegensatz zu den anderen Provinzen Ostdeutschlands, in denen die Bevölkerung bereits seit dem Sommer 1945 zu Tausenden nach Mittel- und Westdeutschland ausgetrieben wurde, blieben die Deutschen im sowjetischen Teil Ostpreußens zwar im Lande, aber herabgedrückt auf die niedrigste Stufe menschlichen Daseins, die sie zwang, sich in primitivster Weise nur noch um die pure Erhaltung ihres Lebens zu kümmern, war ihnen die Heimat völlig entfremdet worden.

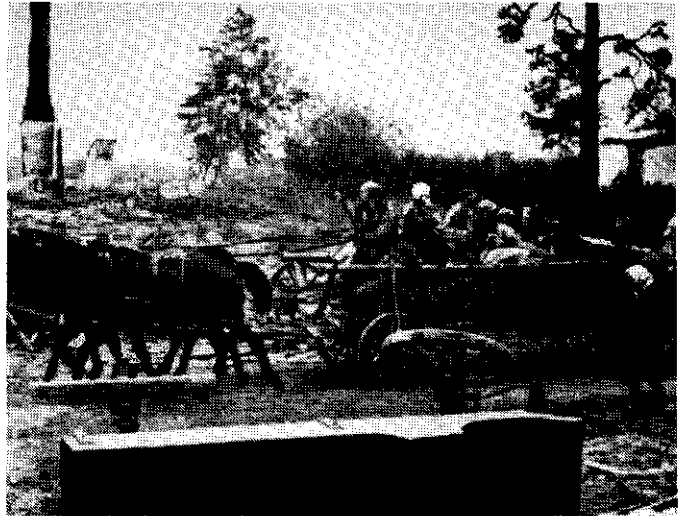
In Königsberg sowie in den Städten nahe der litauischen Grenze verhalf der Schwarzmarkt-Handel, der seit 1946 überall in Gang gekommen war, manchem, sich über Wasser zu halten. Seit Herbst 1945 war der Rubel als allein gültiges Zahlungsmittel eingeführt worden, und jedermann suchte durch Verkauf der restlichen irgendwie entbehrlichen Kleidungsstücke und noch nicht geraubten Sachgüter in Besitz von Rubeln zu kommen, mit denen auf dem *Schwarzen Markt Lebensmittel* zu teuren Preisen erstanden werden konnten. In Königsberg, in Tapiau, Gumbinnen, Wirballen, Tilsit und anderen Orten wurde der Schwarze Markt sehr stark durch litauische und polnische Verkäufer belebt, und auch die russischen Soldaten suchten hier direkt oder indirekt Gelegenheit zu unsauberen Geschäften.

Während die Landbevölkerung weiter in unerträglich primitiven Verhältnissen lebte, begann sich seit 1947 *wenigstens in Königsberg die Lage für die Deutschen* etwas zu bessern. Seit dem Sommer flauten die Typhusepidemien ab. Im Dezember des gleichen Jahres kam die russische Währungsreform, durch die die Kaufkraft des Rubels erheblich erhöht wurde. Seitdem wurden die Lebensmittel billiger und die Versorgung der am Leben gebliebenen deutschen Bevölkerung, die für Arbeitsleistungen nunmehr auch entlohnt wurde, allmählich geregelter.

Zu dieser Zeit hatte die alte Ordensstadt aber infolge des *fortgesetzten Zuzugs* russischer Zivilisten bereits das Aussehen einer russischen Stadt erhalten. Die ca. 25 000 am Leben gebliebenen Deutschen traten im Straßenbild kaum noch hervor, zumal sie weitgehend in die zerstörten und abgelegenen Stadtteile abgedrängt worden waren. Das fortgesetzte Eintreffen von Zivilrussen nahm den Deutschen auch allmählich ihre Arbeitsplätze, die für sie die einzige Existenzmöglichkeit bedeuteten. Damit wurde es offensichtlich, daß die Deutschen in jeder Beziehung entbehrlich geworden waren, und es begann im Sommer und Herbst 1947, als durch die Besserung der Ernährungslage neue Hoffnung unter den Deutschen in Königsberg erwacht war, ihre Ausweisung nach den westlichen Teilen Deutschlands.

Ähnlich wie in Königsberg war das deutsche Bevölkerungselement in den anderen Städten, ebenso in den Kolchosen auf dem Lande, infolge der hohen

Sterblichkeit in den Jahren 1945 – 1947 ständig geringer geworden und gegenüber den in steigendem Maße hinzukommenden Russen in den Hintergrund getreten. Die Deutschen verloren damit auch als Arbeitssklaven an Bedeutung, und mit der gleichen Entschiedenheit, mit der die Sowjets in der vergangenen Zeit verhindert hatten, daß sie das sowjetisch besetzte Ostpreußen verließen, betrieben sie in den Jahren 1947 – 1949 ihre Ausweisung.



Nemmersdorf



Was 1944 in Nemmersdorf/Ostpreußen geschah, sollte sich bald tausendfach in anderen Teilen Ostdeutschlands wiederholen. Die Ereignisse von Nemmersdorf sind aber in zweifacher Hinsicht bedeutsam: Die Greueltaten in dieser Ortschaft gehören nicht nur neben den Morden von Katyn zu den bestbelegten Fällen sowjetischer Verbrechen im Zweiten Weltkrieg; sie waren auch mit ursächlich für die Flucht von Millionen vor der Roten Armee.

Folgendes hatte sich zugetragen:

Am 19. Oktober 1944 eroberten die Russen die Kreise Goldap und Gumbinnen in Ostpreußen. Am 5. November wurden sie durch eine Gegenoffensive wieder zurückgeworfen. Was die deutschen Soldaten in Nemmersdorf und anderen Gemeinden vorfanden, überstieg jedes menschliche Vorstellungsvermögen. Es ist nicht verwunderlich, wenn die Berichte über Nemmersdorf von den Westmächten zunächst für Propaganda gehalten wurden. Beweismaterial ist aber mehr als reichlich vorhanden. Der Bericht einer internationalen Ärztekommision ist zwar verlorengegangen, dafür existieren Presse- und Fotoreportagen in- und ausländischer Journalisten, die sofort nach dem Vorfall verständigt wurden.

Im Genfer »Courier« schreibt z. B. ein Schweizer Korrespondent am 7. 11. 1944 über seine Eindrücke aus Ostpreußen: »... Verstümmelung und Hinrichtung von Gefangenen und die fast vollständige Ausrottung der deutschen bäuerlichen Bevölkerung, soweit sie in ihrem Gebiet geblieben war... In Brauersdorf habe ich selbst zwei Landarbeiter französischer Herkunft gesehen, ehemalige Kriegsgefangene, die ebenfalls massakriert wurden. Einer konnte identifiziert werden. Nicht weit davon dreißig deutsche Gefangene, die dasselbe Schicksal erlitten hatten. Ich verschone Sie mit der Schilderung der Verstümmelungen...«

Der Volkssturmmann K. P. aus Königsberg wurde mit seiner Kompanie zu Aufräumarbeiten nach Nemmersdorf geschickt. Sein Augenzeugenbericht liegt im Bundes-Archiv in Koblenz:

„An dem ersten Gehöft, links von dieser Straße, stand ein Leiterwagen. An diesem waren 4 nackte Frauen in gekreuzigter Stellung durch die Hände genagelt. Hinter dem »Weißen Krug« in Richtung Gumbinnen ist ein freier Platz mit dem Denkmal des Unbekannten Soldaten. Hinter diesem freien Platz steht wiederum ein

großes Gasthaus »Roter Krug«. An diesem Gasthaus stand längs der Straße eine Scheune. An den beiden Scheunentüren waren je eine Frau, nackt in gekreuzigter Stellung, durch die Hände angenagelt. Weiter fanden wir dann in den Wohnungen insgesamt 72 Frauen einschließlich Kinder und einen alten Mann von 74 Jahren, die sämtlich tot waren, fast ausschließlich bestialisch ermordet bis auf nur wenige, die Genickschüsse aufwiesen. Unter den Toten befanden sich auch Kinder im Windelalter, denen mit einem harten Gegenstand der Schädel eingeschlagen war. In einer Stube fanden wir auf einem Sofa in sitzender Stellung eine alte Frau von 84 Jahren vor, die vollkommen erblindet (gewesen) und bereits tot war. Dieser Toten fehlte der halbe Kopf, der anscheinend mit einer Axt oder Spaten von oben nach dem Halse weggespalten war.

Diese Leichen mußten wir auf den Dorffriedhof tragen, wo sie dann liegen blieben, weil eine ausländische Ärzte-Kommission sich zur Besichtigung der Leichen angemeldet hatte. So lagen diese Leichen dann 3 Tage, ohne daß diese Kommission erschien. Inzwischen kam eine Krankenschwester aus Insterburg, die in Nemmersdorf beheimatet war und hier ihre Eltern suchte. Unter den Ermordeten fand sie ihre Mutter von 72 Jahren und auch ihren alten schwachen Vater von 74 Jahren, der als einziger Mann zu diesen Toten gehörte. Diese Schwester stellte dann fest, daß alle Toten Nemmersdorfer waren.

Am 4. Tag wurden dann die Leichen in zwei Gräbern beigesetzt. Erst am nächsten Tage erschien die Ärzte-Kommission, und die Gräber mußten noch einmal geöffnet werden. Es wurden Scheunentore und Böcke herbeigeschafft, um die Leichen aufzubahren, damit die Kommission sie untersuchen konnte. Einstimmig wurde dann festgestellt, daß sämtliche Frauen wie Mädchen von 8 – 12 Jahren vergewaltigt waren, auch die alte blinde Frau von 84 Jahren. Nach der Besichtigung durch die Kommission wurden die Leichen endgültig beigesetzt."



**Erschlagene
Kinder
in Nemmersdorf**



Flucht aus dem Kreis Wehlau, von Königsberg weiter über See.

Am 20. Januar 1945 fuhr ich mit dem fahrplanmäßigen Zuge von Königsberg (Pr.) nach Allenburg, Kreis Wehlau, um nach dem Hause meiner Eltern zu sehen und unsere dortige Einquartierung zu versorgen, da meine betagten Eltern sich bereits seit Ende Oktober bei meiner Schwester in Berlin befanden. Zum Sonntag, dem 21. Januar 1945, hatte ich eine Einladung nach dem Gut Gr. Plauen angenommen und wurde von einem Fuhrwerk bereits zum Mittagessen abgeholt. Ich hatte gebeten, spätestens um 17 Uhr wieder in Allenburg sein zu dürfen, da ich noch Flüchtlingsgut für meine Eltern packen wollte, welches Einwohner unseres Hauses mitnehmen wollten. Es hieß, daß am Dienstag, dem 23. Januar 1945, bestimmt ein oder mehrere Räumungszüge die Bevölkerung des Kreises Wehlau in Sicherheit bringen sollten. Es kam jedoch anders.

Herr v. W. auf Gr. Plauen, der gleichzeitig Bürgermeister der Gemeinde Plauen war, stand dauernd mit dem Landrat und der Kreisleitung Wehlau in Verbindung, um den Treckbefehl zu erreichen. Alle seine Vorstellungen, daß es bald zu spät wäre, fanden kein Gehör; der Landrat v. E. sagte einmal sogar: „Der Kreis Wehlau dürfe sich nicht auch noch auf die Landstraße begeben – an einer Stelle müßte ja schließlich damit Schluß gemacht werden!“ Dies war etwa um 15 Uhr. Ich hatte zur gleichen Zeit Gelegenheit, mich mit einer Sekretärin des Postamtes Wehlau telefonisch zu unterhalten, die mir bestätigte, daß unweit von Wehlau die ersten Russen gesehen worden wären und daß ein etwa 8 km von Wehlau entfernt gelegenes Gehöft von diesen in Brand gesteckt worden wäre.

Ich war um 17 Uhr dann wieder in Allenburg. Es mag eine Stunde vergangen sein, während der ich packte, als eine junge Frau zu mir kam und mich davon unterrichtete, daß soeben vom Bürgermeister der Befehl an die Bevölkerung gegeben sei, daß Allenburg bis 19 Uhr geräumt werden müßte. Ein Zug fuhr nicht, andere Fahrgelegenheit war nur schnell für die Ältesten bereitgestellt, alle anderen sollten zu Fuß nach Friedland wandern und sehen, ob und wie sie von dort weiterkämen.

Sofort begab ich mich ans Telefon – die Post blieb noch auf ihrem Posten – und berichtete Herrn v. W. die neueste Lage in Allenburg. Ihm war nichts von einem Räumungsbefehl bekannt. Er setzte sich sofort wieder mit dem Landrat in Verbindung und erreichte endlich wenigstens den Befehl: „Alles zum Treck bereithalten!“ Getreckt werden durfte immer noch nicht!!

Ich bat Herrn v. W. mit den Plauern trecken zu dürfen, und wurde am Sonntagabend noch einmal mit Fuhrwerk abgeholt. Wir packten dort noch die ganze Nacht, versahen uns für alle Fälle mit „Zyankali“, um den Russen nicht in die Hände zu fallen, und warteten auf den Treckbefehl. Am 22. Januar 1945 um 9 Uhr war es dann endlich soweit, daß die Gemeinde Gr. Plauen – mit einigen Ausnahmen der sich nachts schon eigenmächtig aus dem Staube gemachten Leute – geschlossen treckte. Auf

Nebenstehendes Bild:

Frauen in Nemmersdorf, vergewaltigt, erschossen, erschlagen

dem vorgeschriebenen Wege war nicht mehr durchzukommen – wir mußten Nebenwege einschlagen. Infolge des Tauwetters kamen wir nur schrittweise vorwärts. Wir brauchten 11 Stunden, um einen Weg von ca. 10 km zurückzulegen. Wir übernachteten in Kl. Schönau in einem Gasthof, wo wir abwechselnd zu zweien mal auf einem Stuhl sitzen konnten. Beim Morgengrauen setzten wir unseren Weg fort. Soweit das Auge reichte, war jede Straße mit Flüchtlingswagen, wandernden Menschen, frei herumlaufenden Tieren übersät, ein trostloses Bild einer „Völkervertreibung“. Immer wieder sah man in einen Graben gekippte Wagen, das Flüchtlingsgut verstreut, die Menschen, den Blick auf ihre letzte Habe noch einmal wendend, zu Fuß weiterwandern.

Den ganzen Weg begleitete uns das Böllern der Artillerie – ob es die feindliche oder unsere war, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Die engste Berührung mit den feindlichen Truppen blieb uns gottlob erspart, auch Tiefflieger griffen uns nicht an.

Die zweite Nacht verbrachten wir in Lisettenfeld, Kreis Bartenstein. Wir lagen zu 40 Menschen auf der Erde in einem winzigen Raum, eingepfercht wie Sardinen in der Büchse, und waren trotzdem dankbar, daß wir uns etwas Warmes zu Essen machen durften und uns einmal ausstrecken konnten.

Noch in der Nacht wurden wir davon unterrichtet, daß russische Panzerspitzen bis Elbing vorgedrungen seien, und uns der Rat erteilt, den Treck aufzugeben. Herr v.W. entschloß sich nach Lage der Dinge sofort dazu, holte seine Leute zusammen und erklärte ihnen, daß Pferde, Wagen und Flüchtlingsgut bis auf Handgepäck und notwendige Essensvorräte der Wehrmacht übergeben würden und alle mit von der Wehrmacht zur Verfügung gestellten Lastwagen, die in Richtung Heiligenbeil-Zinten führen, mitfahren könnten. Zunächst waren die Plauer Leute und Siedlerfrauen damit einverstanden, aber etwa um 5 Uhr morgens erschien der Kämmerer und bat Herrn v. W., weitertrecken zu dürfen. Nur nach langem Zögern gab Herr v. W. seine Einwilligung, da sich die Mehrzahl der Siedlerfrauen mit dem größeren Teil der Plauer Leute dazu entschlossen hatten. Wer nicht weitertrecken wollte, fuhr mit uns mit den Wehrmachts-Lastwagen bis Königsberg oder in den Raum von Heiligenbeil-Zinten. Der Lastwagen, in dem ich fuhr, war so dicht besetzt, daß ich nur knapp auf einem Fuß stehen konnte. Entsetzlich war es, sehen zu müssen, wie kleinste Kinder erdrückt wurden oder erfroren und ihre Leichen von ihren Müttern einfach aus dem Wagen geworfen werden mußten, da zum Aussteigen und Begraben keine Zeit blieb.

Das Schicksal des Trecks, dem es nicht mehr gelang durchzukommen, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben.

Das Ehepaar v. W. sowie ihre Begleitung nahm ich in Königsberg zu mir und brachte sie in meiner Wohnung und den z. T. bereits verlassenen Wohnungen des Hauses unter.

Erwähnen möchte ich noch, daß die Wagen des ganzen Trecks entweder von Siedlerfrauen oder von Polen geführt wurden, die umsichtig, hilfsbereit und fleißig waren. Auch die Polenfrauen kamen mit – es wollte keiner unter die Russen kommen. In Plauen blieb nur ein einziger Pole zurück, der im äußersten Falle das Vieh herauslassen sollte, das er so lange wie möglich zu betreuen hatte und dem ein



Rund zwei Millionen Menschen wurden von den Schiffen der Kriegs- und Handelsmarine von Mitte Januar bis zum 9. März 1945 vor der Roten Armee gerettet.

Fahrrad zur Verfügung stand, mit dem er sich dann selbst absetzen konnte ...

Der Ring um Königsberg wurde immer enger, der Kanonendonner täglich deutlicher hörbar. Herr v. W. gelang es mit größter Mühe, einen Dampfer ausfindig zu machen, der uns mitnehmen wollte. Es war der 900 t schwere, sehr alte Handeldampfer „Consul Cords“ aus Rostock, der zur Reparatur in der Schichau-Werft lag. Nachts um 2 Uhr waren wir auf dem Dampfer „Consul Cords“, fuhren bald darauf nach dem Hafengebäude I, um dort Flüchtlinge aufzunehmen. Bis mittags waren bereits ca. 1200 Flüchtlinge an Bord – wahllos, teils mit Berechtigungsschein der NSV., zum größten Teil aber ohne. Der Kapitän hatte den Befehl bekommen, mit Flüchtlingen auszulaufen, obgleich der Dampfer noch nicht völlig repariert war. Seine Einwendungen wurden nicht anerkannt, und so lehnte er jede Verantwortung ab. Vielleicht war dies der Grund, daß sich auf dem Dampfer keine Führung der NSV. oder der Partei befand, kein Arzt, keine Krankenschwester. Der Kapitän war ratlos und wandte sich mit der Bitte an Herr v. W., sich der Flüchtlingsbetreuung anzunehmen, soweit es in seinen Kräften stand. Er sagte dies selbstverständlich sofort zu, ohne zunächst zu wissen, wie sich diese Betreuung auswirken sollte. Nachts waren wir in Pillau. Wir lagen im Kohlenbunker auf Stroh, nur in einer Ecke brannte eine winzige Petroleum-Laterne.

Zur Mittagszeit des nächsten Tages bat der Kapitän Herr v. W. zu sich. Er eröffnete ihm, daß der Dampfer sich nur noch etwa 1 – 2 Stunden über Wasser halten würde, da die Maschine einen nicht unbeträchtlichen Schaden aufweise. Alle SOS-Rufe nach Gotenhafen blieben unbeantwortet. Außer uns wenigen wußte gottlob niemand, in welcher großen Gefahr wir uns befanden. Da kam Herr v. W. auf den Gedanken, auf Hela zuzusteuern. Befragt, antwortete der Kapitän, daß er Hela vielleicht noch schaffen könnte. Herr v. W. fuhr mit dem Steuermann zum Kommandanten nach Hela – ein Lotse holte sie nach erfolgter Funk-Verständigung ab – und bat um Aufnahme für alle an Bord befindlichen Flüchtlinge. Der Kommandant sagte sofort zu, und mit Gottes Hilfe kamen wir glücklich noch bis Hela unter Wind und wurden dort von der Marine vorbildlich untergebracht und gepflegt. Vier Tage waren wir Gast des dortigen Kommandanten, dann war unser Dampfer wieder flott, nachdem die besten Ingenieure, Techniker, Schiffsbauer usw. allen Schaden repariert hatten.

Am 30. Januar mittags bestiegen wir dann wieder unseren alten Dampfer „Consul Cords“ und nahmen Kurs auf Kolberg. Die Fahrt ging glatt, und in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1945 langten wir in Kolberg an. Viele von uns bezogen in Kolberg Quartier, der größere Teil setzte sich weiter nach Westen ab. Ich möchte hier nicht unerwähnt lassen, daß Behörden und Bevölkerung in Kolberg uns sehr nett aufnahmen und sich bei jeder Gelegenheit hilfsbereit zeigten.

Wie unendlich froh waren wir, als wir endlich wieder in einem Bett schlafen konnten, und im Stillen schworen wir uns, wenn es nötig sein sollte, Pommern auch zu verlassen, nicht wieder auf einem Dampfer zu fahren.

Wir verlebten in Kolberg 17 ruhige Tage, nur zweimal Fliegeralarm, jedoch keinen Luftangriff. Bedrohlich und immer bedrohlicher war allerdings der tägliche Wehrmachtsbericht. Wir beschlossen dann doch, unsere Fahrt fortzusetzen, aber es gelang uns nicht, mit dem Zuge, einem Auto oder Flugzeug fortzukommen, und da wir

Verbindung mit dem Kapitän des „Consul Cords“ gehalten hatten und dieser uns eines Abends erzählte, daß er Befehl hätte, nach Warnemünde zu fahren, entschlossen wir uns nach mancher Überlegung doch, mit ihm zu fahren.

Der Dampfer fuhr nun nicht mehr als eigentlicher „Flüchtlingsdampfer“, sondern hatte Flugzeugmotoren und Getreide geladen. Es sollten etwa 45 Personen außer der Besatzung mitgenommen werden; als es dann aber nach tagelangem Warten endlich losging, waren ca. 285 Personen an Bord.

Mir bleibt bis heute unerklärlich, warum der Befehl zum Auslaufen des Dampfers gerade an dem Tage kam – es war Sonnabend, der 17. Februar –, nachdem in der Nacht zuvor auf der Strecke Kolberg – Warnemünde von den Engländern Minen gelegt worden waren. Es hieß: die genau vorgeschriebene Wasserstraße wäre minenfrei. Bei mildem Wetter und ruhiger See ging die Fahrt zunächst sehr gut vonstatten. In der Nacht zum 18. und 19. Februar gab uns ein Feuerschiff Befehl, zu stoppen und auf ein Geleit zu warten. Da unser Dampfer nur noch sehr wenig Kohlen hatte, bat unser Kapitän, auf dem vorgeschriebenen Seeweg auch ohne Geleit weiterfahren zu dürfen, was ihm aus triftigen Gründen gestattet wurde. 2 Stunden vor dem Ziel, um 12 Uhr mittags am 19. Februar 1945, ereignete sich dann das schreckliche Unglück. Der Dampfer war auf eine Treibmine gelaufen und sank innerhalb 8 Minuten. Bei der Explosion wurde die Notglocke ausgelöst, die weithin über das Meer erschallte...

So schnell wie möglich eilte ich nach der Kajüte des Kapitäns, wo sich zu der Zeit der Explosion das Ehepaar v. W., ihre Wirtin mit 8jährigem Töchterchen und meine Hausgehilfin aufhielten. Aber ich konnte sie nicht mehr finden.

Die Verbindungsbrücke des Dampfers war abgerissen, und ich watete auf Strümpfen durch das hereinflutende Wasser und schwamm dann zuerst auf ein noch mit einem Seil an den Dampfer gebundenes Rettungsboot, schwang mich auf die Kante und sah, daß es leck war und einige tote Fische darin schwammen. Ein starker Ruck, und das Boot schlug um. Immer wieder versuchte ich vergebens, an die Oberfläche zu gelangen, jedoch stieß ich mir den Kopf immer wieder an dem Boot und sah schon ganz deutlich meinen Tod vor mir. Aber – welch ein Wunder: Als ich doch noch einmal Mut faßte nach oben zu schwimmen, hatte ich plötzlich den blauen Himmel über mir und erblickte nicht allzuweit entfernt ein Gummifloß, auf welches ich zuschwamm. An dieses hatte sich bereits ein schwerverwundeter Oberfeldwebel der Fallschirmjäger angeklammert. Er hatte noch die Kraft, sich auf das Floß zu schwingen, was mir nicht mehr gelang...

Endlich hatte ich Zeit, das ganze Elend um mich zu betrachten. Etwa 200 m von mir entfernt sah ich das Ehepaar v. W. sich gegenüberstehen in der See – so sah es jedenfalls aus –, und wie ich später von ihrer Wirtin hörte, hielten sich beide an einer Tonne fest. Für mich waren sie unerreichbar, da die herumschwimmenden Trümmer, Kisten, Bretter, Koffer, Kleider usw. mich von ihnen trennten. Links von mir sah ich in einiger Entfernung einen großen Dampfer – „Margarethe“ –, der Schiffbrüchige aufnahm. Auch zu diesem war der Weg für mich versperrt. Meine kleine Haustochter konnte ich nicht erblicken; sie war – trotzdem sie nicht schwimmen konnte – als eine der Ersten von der Rettungsmannschaft der „Margarethe“ geborgen worden,

wurde dann aber einige Wochen später doch ein Opfer dieser Katastrophe. Sie starb in der Rostocker Chirurgischen Klinik an Sepsis, nachdem ihr noch ein Bein amputiert war.

Das Ehepaar v. W., nach dem ich immer wieder blicken mußte, zuletzt mit einer entsetzlichen Angst, sie könnten nicht durchhalten, fand dann auch den nassen Tod, und die Wirtin von ihnen verlor ihr 8jähriges Töchterchen in den Fluten.

Eine halbe Stunde war vergangen, und ich spürte zum ersten Mal, daß ich den linken Arm nicht mehr so recht heben konnte, da erspähten wir ein auf unsere Gruppe zukommendes Rettungsboot. Einen Moment kamen mir Zweifel, ob mein Herz noch so lange schlagen würde, aber trotzdem sprach ich meiner Umgebung Mut und Hoffnung zu und zeigte ihnen das nahende Boot.

Dann wußte ich plötzlich nichts mehr und erwachte erst 4 Stunden später auf einem Vorpostenboot in Warnemünde. Nie vergesse ich diesen Augenblick: Als ich die Augen aufschlug, beugte sich ein Matrose zu mir herunter und sagte immer wieder: „Sie sind gerettet!“ – „Sie sind gerettet!“ und schien sich unglaublich über den Erfolg der ärztlichen Bemühungen, bei denen er geholfen hatte, zu freuen. Da man mir alle Kleider vom Leib geschnitten hatte, stellte er mir eine weiße Leinwandhose und blauen Sweater zur Verfügung. So angezogen, barfuß und in eine Decke gehüllt, brachte uns Schiffbrüchige ein Autobus in die Turnhalle einer Schule, wo wir trockene Kleidung bekamen und aus einem Haufen nasser Kleider unser Eigentum heraussuchen konnten.

Wie man mir sagte, war ich 40 Minuten am 19. Februar 1945 in der Ostsee gewesen.

Von den ca. 285 Personen (mit Besatzung) waren nur ca. 30 übrig geblieben, von welchen auch noch einige an den Folgen der Schiffskatastrophe gestorben sind. Unter den Toten befanden sich auch der Kapitän, der Steuermann, der Bordfunker sowie zwei blutjunge Leute der Bordflak.

Eva Kuckuk

Die Flucht aus Grünlinde, Kirchspiel Grünhayn

Der letzte Bürgermeister von Grünlinde war mein Mann: Gustav Thiel. Gestorben am 29. März 1945 in Dänemark.

Die Vorbereitung zur Flucht erfolgt am 21. Januar 1945. Es war an einem Sonntagabend, da kam telefonisch der Räumungsbefehl, am Sonntag mußte der Treck bis 2 Uhr abziehen. Treckführer waren Herr Bahr und Herr Otto Riemann. Es war viel Militär im Dorf. Wir fuhren am Sonntag durch bis Friedrichsthal, da war alles mit Flüchtlingen verstopft, daß ein Weiterkommen unmöglich war. Es war bitter kalt. Die Kanonen donnerten, Militär und Flüchtlinge liefen. Mein Mann war krank, da baten wir ein Militärauto, sie sollten ihn bis Tapiau mitnehmen, wo wir uns treffen wollten. Der Treck ging nicht weiter, einige Grünlinder sind über die Deime nach Tapiau gekommen. Der Russe war dann überraschend da, es war ein Greuel! Frauen und Mädchen wurden von den Wagen gerissen und vergewaltigt. In Friedrichsthal wurden Mädchen und Männer erschossen. Aus Grünlinde: Erna Bahr, Frau Jankowsky und

Frau Bahr sind in einer Scheune verbrannt, da beide alt und gehbehindert waren. In den Orten Grünhayn und Friedrichsthal war alles am brennen. Aus Grünlinde waren zurückgeblieben: Bauer Jurgeit, Bauer Finder mit Frau und Familie, Otto Bierkandt und Frau, Gustav Riemann (Waldarbeiter) mit Familie, Bauer Heinrich Riemann mit Tochter Erna und Sohn Otto. Frau Krause, Frau Klein, Herr Schwermer und Frau, Frau Lagerpusch, Franz Riemann, Frau Coelius mit Enkelkind und Mutter, Frau Doneit, Bauer Nieße mit Schwester, meine Schwiegermutter, mein Vater und ich.

Es waren noch mehr da, deren Namen habe ich schon vergessen. In Friedrichsthal nahmen die Russen uns unsere Wagen weg. Wir gingen nun nach Grünlinde zurück, dort haben sie uns immer überfallen.

Uhren, Geld und die letzten Habseligkeiten nahmen sie uns weg. Grünlinde war voller russischem Militär und vielen Flüchtlingen aus dem Kreis Schloßberg, Tilsit, Labiau, Insterburg. Herr Kurt Frisch wurde von den Russen als erster mitgenommen, als wir in Grünlinde ankamen, er kam auch nicht mehr zurück. Die erste Nacht verbrachten wir in unserem Haus. Am anderen Morgen wurden die Flüchtlinge auf die



Straße getrieben, wir sollten zur Grenze wandern, da aber kein Russe mitkam, verteilten wir uns alle. Einige gingen nach Michelau, zu Böhnke am Grünlinder Friedhof und zu Finder. Ich war bei Finders. Beim Bauer Finder waren noch die Kühe im Stall, da hatten die Kinder und wir alle Milch und Kartoffeln. In der Nacht kamen die Russen und holten die Männer und jungen Mädchen fort. Sie wurden in dem Schlachtstall von Schlachter G. Krause eingesperrt.

Von dort wurden sie einzeln abgeholt und in unserem Haus verhört. Die jungen Mädchen kamen am anderen Tag zurück; es war schrecklich. Von den Männern kamen zurück: Finder, Otto Bierkandt, Gustav Riemann, mein Vater. Bauer H. Riemann hatten sie nicht mitgenommen. Die anderen sind nicht wiedergekommen, man hat auch nichts von ihnen gehört, wo sie geblieben sind. Herr Schwermer, Karl Groß, Albert Nieße, Friedrich Schwede. Otto Riemann lag erschossen im Graben zwischen Christoph und Finders. Zwei Tage waren wir da, dann kamen die Russen und haben uns rausgetrieben. In fünf Minuten mußten wir vom Gehöft sein, war etwas vergessen worden, durfte man nicht mehr ins Haus gehen, es wurde mit Erschießen gedroht. Da haben wir uns wieder geteilt, Labiauer, Schloßberger gingen in den Wald, wir Grünlinder gingen nun zu Böhnke am Friedhof, dort trafen wir noch andere Grünlinder und Nickelsdorfer an. Wir haben dort eine schreckliche Zeit verlebt. Vergewaltigungen gab es Tag und Nacht. Frau Breusch, Nickelsdorf, mit ihren beiden Töchtern, Frau Weiß-Leipen, die zweite Tochter, deren Namen habe ich vergessen, und eine Frau, die hochschwanger war, wurden von den Russen bei Böhnkes im Zimmer, wo noch viele Menschen waren, erschossen. Es war schrecklich, man kann ja nicht alles schildern, sonst gehen die Nerven durch. Wir waren etliche Tage da, es kamen vier Russen und holten uns nach Johannenhof zum Arbeiten ab. Über 100 Kühe waren noch da. Einige kamen nach Grünhayn. Wir wohnten im Haus Wirbeleit. Das Gutshaus war angebrannt. Die Kirche in Grünhayn war ausgebrannt, auch etliche Bauerngehöfte. Nickelsdorf und Michelau waren total zerstört. In Johannenhof starben viele Flüchtlinge, eine junge Frau wurde erschossen. Juni 1945 zog die Militäreinheit ab und wir teilten uns auf, jeder wollte in seinen Heimatort. Wir gingen nach Grünlinde zurück. Ins Dorf durften wir nicht, es war von Militär besetzt. So gingen wir alle zum Abbau Grünlinde (Hohenstücken), die Häuser Seek, Bendrin, Insthaus Seek und Dreyer waren voll Flüchtlinge. Nahrung mußten wir uns selbst suchen, was noch in den Scheunen und auf dem Felde war. Wir Frauen und Mädchen mußten ins Dorf waschen gehen. Am 1. August 1945 kam eine Militäreinheit und hat uns jüngere Frauen und Männer weggeholt, sie brachten uns nach Kawerningken. Dort waren noch mehr Flüchtlinge, auch Wehlauer.

Wir haben die ganzen Felder der Umgebung abgeerntet. Als alles ausgedroschen war, zog die Einheit wieder ab. Nun ging es wieder zurück nach Grünlinde, das Dorf war frei. Im März 1946 kam eine Zivileinheit. Wir mußten für sie arbeiten, die Felder wurden bestellt, sie gaben uns Mehl zum Brotbacken; aber die Kinder und alten Leute bekamen nichts. Der Hunger war groß, es starben viele.

Oktober 1946 wanderten wir nach Wehlau, wohnten in Götzendorf, in einem Haus an der Straße. Wir mußten in Wehlau in der Margarinefabrik arbeiten, bei Schnee und Kälte Häuser abreißen, Ziegelsteine reinigen. Dafür bekamen wir ein Paar Rubel zum Einkauf von Brot; aber das Brot war sehr knapp, für uns Deutsche war es schwer, etwas zu erhalten. Im März 1947 mußten wir nach Alt-Wehlau ziehen und dort

arbeiten. Oppen war der Hauptsitz, wo sehr viele Flüchtlinge waren. Wir wurden in Brigaden eingeteilt und mußten alles tun. Bei Schnee und Kälte im Wald Holz einschlagen, auf dem Pregel Eis sägen, Dung fahren. Es waren auch Zivilrussen da.

Am 28. 9. 1948 wurden wir ausgewiesen. Wir kamen zum Sammelplatz Tapiau, wurden dort registriert und fuhren mit der Bahn nach Königsberg zum Nordbahnhof, wo schon sehr viele Flüchtlinge waren. Am anderen Tag wurden wir einzeln in den Zug gelassen. In Königsberg mußten wir die Rubel gegen Brot und Wurst abgeben. Nach acht Tagen Bahnfahrt landeten wir in Dessau. Nach drei Wochen Quarantäne wurden wir zu etwa 20 Personen den Gemeinden der Ostzone zugeteilt. In der Nacht sind wir dann alle in die Westzone übergewechselt.

Die französischen Kriegsgefangenen wurden alle in Friedrichsthal festgenommen.

Auguste Thiel, Grünlinde Kreis Wehlau

In Großudertal nach 1945

Aus meinem Heimatort Großudertal – Kreis Wehlau – sind wir am 22. Januar 1945 23 Uhr ausgezogen. Vormittag 9 Uhr bekamen wir Packbefehl. Nachmittags kamen schon Trecks von der Umgebung Goldbach durchgefahren. Unsere Fahrt ging nach dem Samland Richtung Pillau Königsberg. Die Straßen waren zum Teil vereist, die Pferde nicht scharf beschlagen, so daß das Fortkommen nur kümmerlich war. Nach 2 Tagen kamen wir mittags auf das Gut Amalienhof. Als wir beim Auffahren waren, haben uns gleich 25 russische Flieger empfangen, und es kam alles durcheinander. Als es etwas ruhiger wurde, wurden die Pferde zum Teil in Scheunen und Ställen untergebracht. Bevor wir uns umgesehen hatten, begannen auch schon die Kampfhandlungen. Ich war mit einem Teil meiner Nachbarn in einem Kartoffelkeller, mit einem Mal waren die Russen drin, und wir sollten alle raus. Dann gaben Sie uns wieder Befehl drin zu bleiben. Anschließend kam wieder unsere Patrouille, welche ca. 100 m von uns im Straßengraben lag. Sie sagten, wir sollten bleiben, wir würden bald freigekämpft werden. So wechselte es bis zum Abend des 2. Tages. Die Straßenpolizei ließ uns nicht weiter, und es sagte uns auch keiner, daß wir uns in Sicherheit bringen sollten. So wurde gleich am 1. Tag von den Russen die große Scheune in Brand geschossen und es kamen wohl über 100 Pferde in den Flammen um. Auch ein großer Teil der Treckwagen verbrannte, so daß die meisten Heimatlosen arm dastanden. Am 2. Tag brannte dann schon das herrschaftliche Wohnhaus, und es gab schon mehrere Tote. Ich machte mich dann des nachts mit meiner Nachbarin und ihrem Vater auf den Weg nach Königsberg. Als wir ca. 100 m die Straße benutzt hatten, wurden uns die Pferde erschossen. Wir flüchteten in den Chausseegraben und waren dann vor dem Kugelregen vorläufig gesichert. Mit einem Wagen, welcher gut durch die Feuerlinie durchgekommen war, landeten wir morgens um 5 Uhr in Königsberg. Dort haben wir uns dann mehrere Tage in der Blindenanstalt Luisenstraße aufgehalten. Die Einwohner von Königsberg waren zum Teil evakuiert. Nach ungefähr 14 Tagen wurden wir mit Autos abgeholt und am Hafen auf Boydaks nach Pillau verladen. Gegen Morgen kamen wir da an, und der größte Teil von uns

wurde nach Pillau-Neutief gebracht. Die ruhigen Tage hörten dort auch bald auf. Es sollte alles nach dem Samland. So machten auch wir uns auf den Weg nach Fischhausen und landeten in Palmnicken. Es sah so aus, als sollte das Samland gehalten werden. Aber leider kamen unsere Truppen von der Front und fuhren nach Pillau. Eines Sonntagsvormittag zogen die Russen ein. Wir befanden uns in einem Keller und konnten von dort aus alles beobachten. Ein Mann, welcher wohl zu tief in die Flasche gesehen hatte und sich mit einem Russen verbrüdern wollte, bekam von dem Russen einen Genickschuß, und er war erledigt. Inzwischen kamen mehrere Russen zu uns in den Keller um Uhr! Uhr! zu suchen. Als wir diese los waren, sollten wir in unsere Behausungen gehen, was wir auch taten.

Nach 2 Tagen wurde uns gesagt, wir sollten nach Hause und Kartoffeln legen (pflanzen). Wir suchten uns einen Wagen und ein paar lahme Pferde, welche herrenlos waren. Dann zogen wir mit einem großen Treck der Heimat zu. Um die Abendzeit wurden wir von den Russen auf einen Biwakplatz hingebacht. Wir waren frohen Herzens, daß wir wieder in die Heimat durften. Als es dunkel wurde, kamen die Räuber und Menschenschänder, suchten sich die Frauen und Mädchen aus und schleppten sie weg. Es war ein Geschrei, das man Kilometer weit hören konnte. Wir wurden meistens über unpassierbare Wege geführt, und wenn es nicht weiter ging, wurde nach Waffen gesucht, und was gefiel, wurde mitgenommen. Für die 40 km von Königsberg bis zur Heimat haben wir 4 Tage gebraucht. Des nachts wurden wir beraubt und die Frauen geschändet. Viele, die noch ihre guten Pferde hatten, sollten sich auch nicht lange ihrer freuen, sie kamen dann mit einem Rucksack oder kleinem Handgepäck nachgezogen. Wir wären auch bald unser lahmes Gespann losgeworden, aber wenn sie sich die edlen Rösser besahen, durften wir weiterfahren. So näherten wir uns unserem Dörflein, nur leider durften wir nicht rein und haben dann auf Ausbauten kampiert.

Es kamen dann Menschenräuber und suchten sich Arbeiter aus. Ich meldete mich freiwillig und kam auf ein Vorwerk in die Nähe meines Gehöftes, und wurde als Pferdehirt beschäftigt. Nach und nach kamen immer mehr Udertaler zurück. Sie waren nicht zu beneiden. Es waren zum Teil Leute von denen, die der Russe in Amalienhof zusammengetrieben und dann bei 30 Grad Kälte von einem Ort zum anderen getrieben hatte. Die meisten hatten sie bis Tilsit gebracht, wo sie in der Landwirtschaft beschäftigt wurden. 12 Frauen mußten einen Pflug ziehen. Die meisten von dem Treck hatten das nicht überstanden. Es waren aus unserem Dorf allein schon ca. 50 gestorben. Die zurückkamen hatten nichts zu essen, und es wurde alles zusammengesucht, sei es eine Rübe oder Kartoffeln gewesen. Ich kam von Albrechtshof nach Birkenfelde und war dort Spezialist, mußte Dreschmaschinen in Ordnung bringen und auch schlachten. Es wurden dort jeden 2. Tag acht bis zehn Rinder geschlachtet. Ich habe die Rindermägen aufbewahrt und gesäubert, die durften sie sich dann abholen.

Ich glaube, ich habe da sehr vielen über den Berg geholfen. Wie allerwärts kamen auch da des nachts die Räuber und holten sich Frauen. Besonders verstand das Rauben ein Sergeant, welcher Kommandant war. Am Tage ritt er und ein Russenweib die Dörfer ab und spionierte die Wohnungen ab, wo Deutsche waren. Kam ihm was verdächtig vor, so schickte er seine Trabanten, und die machten dann ganze

Arbeit, so daß den Armen, die schon nichts mehr hatten, auch das letzte genommen wurde. Diese Einheit machte dann zurück nach Minsk. Ich sollte auch mit, außerdem 6 Mädels. Im letzten Augenblick konnte ich noch türmen. Die Mädels fanden sich nach 14 Tagen auch wieder ein, ein Ukrainer hatte ihnen die Flucht ermöglicht. Der Sergeant hatte einen zweispännigen großen Wagen mit gestohlenen Sachen voll beladen, und so zogen die Genossen Stalins dann ab. Nach 14 Tagen kamen sie mich noch suchen, aber leider war ich weg.

In unserem Dorf hatte sich, was noch am Leben war, eingefunden. Verschiedene gingen in den Kolchosen arbeiten. Die Kinder und die Arbeitsunfähigen blieben zu Hause. Die Kinder paßten auf, wenn Russen kamen und dann gab es ein Laufen und Verstecken. Das Räubern und Vergewaltigen nahm weiter seinen Lauf. Ob die Frauen 65 oder 75 Jahre waren, spielte dabei keine Rolle. Im November wurden die Dörfer geräumt, und sie kamen nach Goldbach zur Arbeit. Sie waren dort etwas geschützt, da dort eine Kommandantur war. Als die Arbeit dort zu Ende war, fing die Hungersnot an. Die Frauen hatten nichts mehr anzuziehen und waren nur in Lumpen gehüllt. An Schuhzeug war gar nicht zu denken. Sie mußten dann von Goldbach bis zum Stampelker Forst gehen Holz einschlagen ca. 10 km, ohne ein Stückchen Brot. Manche hatten ein Stückchen, manche nur eine gefrorene Rübe. So gingen diese Frauen dem Tode entgegen, und es sind davon wenig übrig geblieben. Die Kinder waren ohne Aufsicht und mußten sehen, wie sie ihr Leben fristeten. Sie waren abgemagert, und wenn sie auf der Straße gingen an Stöcke gelehnt und „Hunger, Hunger“ schrien, so tat einem das Herz im Leibe weh und es wurde das Letzte geteilt. Aber auch sie gingen ein in die ewigen Gefilde. Ein älteres Fräulein Szemeil aus Uderhöhe wurde tot im Walde gefunden von den wilden Tieren aufgefressen, einen Bauern von dort fand man in der Nähe von Goldbach tot. Frau Schwermer, Wilmsdorf, wurde von den Russen erschossen, zwei ältere Frauen von 70 Jahren, Frau Karwill und Frau Puzslauck auch aus Wilmsdorf, wollten sich nicht vergewaltigen lassen und wurden erschossen. Fleischermeister Klein, Heiligenwalde, wurde bei Palmnicken, weil er seine Uhr nicht hergeben wollte, erschossen. Fleischermeister Schulz, Goldbach, welcher sich ein paar Äpfel aus einem Garten holen wollte, wurde von einem Leutnant und seiner Frau umgebracht.

Die Dörfer sehen fürchterlich aus, die Scheunen zum Teil abgebrochen, meistens auch die Ställe. Auf den Höfen wachsen Distel und Unkraut, die Felder sind verqueckt. Was noch leidlich bewirtschaftet wird, sind die Kolchosen, dazu gehört Kuglack, Goldbach, Köwe. Als ich zurückkam fand man in den ganzen Dörfern nicht ein lebendes Wesen vor, nur meine Katze war noch am Leben. An Möbel war überhaupt nicht zu denken. Rosenfeld und Schillenbruch ist ein Flugzeugerprobungsplatz geworden, und es steht dort nichts mehr. Die Asiaten, die dort angesiedelt sind in unseren Dörfern, wollen auch zurück in ihre Heimat.

Albert Mai



Von unserem Heimatdorf Uderballen mußten wir den anderen Tag nach Goldbach. Diese letzte Nacht haben wir dann noch was erlebt. Um 3 Uhr früh kamen die Räuber, schlugen das Küchenfenster ein und rein in die Stube. Taschenlampe und

Pistole in der Hand, wie die Teufel sehen sie aus bei dem grellen Licht. Einer blieb in der Küche und nahm immer ab, draußen waren noch mehr. Dieser mit der Pistole nahm alles, was ihm angenehm war, weg. Erst nahm er sich meinen Bruder Ernst vor. Der mußte sich Hosen und alles, was er an hatte, ausziehen. Anschließend wurden seine Papiere immer wieder durchwühlt, dann mußte er sich hinstellen und kein Wort sagen. Ernst kochte, aber er mußte sich ja fügen. Er hatte sich ja schon so was ähnliches gedacht, aber so etwas brutales doch nicht. Wir hatten unsere Habseligkeiten alle hingestellt, weil es doch den anderen Tag nach Goldbach gehen sollte. Die Säcke, in denen wir etwas Lebensmittel hatten, schlitzen sie mit dem Messer auf und schütteten alles aus. Ich war ja noch so krank und so nahmen sie auch noch meine Kleider weg, so daß ich nackt dastand. Dann hat er mich mit einem Haufen Säcke beschmissen, so daß ich bald keine Luft bekam. Ich habe ihn gebeten, er soll mir doch mein schlechtestes Kleid geben, denn ich könnte doch nicht nackt nach Goldbach gehen. Er hat mir ein paar alte Lumpen gegeben. Als sie alles hatten, zogen sie ab und so wurde das ganze Dorf ausgeplündert und diese Räuber waren der Oberleutnant und Sergeant von Kuglack.

In Goldbach mußten wir in der Kolchose arbeiten für ein wenig Wassersuppe und 600 gr. Brot. Die Mädchen hatten Pferde und mußten sämtliche Arbeiten machen, die vorkamen. In der letzten Zeit bekam, wer arbeitete, 100 – 200 Rubel den Monat, je nach Leistung. 1/4 Pfund Brot kostete 7 Rubel, es gab aber nur 600 gr. pro Tag zu kaufen. Alte und Kinder, die keine Arbeit hatten, bekamen kein Geld und somit auch keine Lebensmittel. So kam im kalten Winter 46/47 die große Hungersnot. Die Frauen wurden im Oktober/November entlassen. Verschiedene mußten dann im Wald Holz einschlagen, meistens im Stampelker Revier. Anmarsch 10 km. Die Normen waren so hoch, daß sie nicht das Brot verdienten. Dann die große Kälte und nichts zu essen. So sind dann die Frauen in Lumpen gehüllt mit einem Stückchen gefrorener Rübe oder Karotte, manche hatten auch ein Stückchen gefrorenes Brot, in den Wald gegangen. Es hieß nun, sie hatten Arbeit und konnten Leben, wie, das war ja gleich. Die Frauen hatten sich bald überarbeitet und die Hungersnot nahm mit Macht zu. Für die Kinder war zu Hause überhaupt nichts zu essen und so starben ganze Familien aus. Ja, es starben nicht die, die in den Wald gingen, nein auch die, die in der Landwirtschaft arbeiteten, Alte, Kinder und Arbeitslose.

Im Frühjahr, wenn Arbeit war, holte er alles an die Arbeit und im Herbst wurde alles entlassen. Keiner durfte sich ein Tier halten oder was zum Leben besorgen. So starben dann sehr viele aus unserem Dorf. Am meisten in Kaylau. Immer rein in den Panzergraben, nicht zugeworfen, es war ja hart gefroren. Mancher legte noch ein paar Tannenzweige rauf. Es war ein Jammer anzusehen, wie die Hungergestalten umherwanderten, nur Haut und Knochen, schwarz die Haut angetrocknet, von Ungeziefer wie mit Spreu übersät, einen Fuß nach dem andern schoben sie vor, es stand die Tür nicht still bei denen, die noch Arbeit hatten.

Kinder stellten sich auf die Straße und schrien „Hunger, Hunger“. Die Mütter waren schon ganz dumm, schlugen ihre Kinder und nahmen ihnen das Stück gebettelttes Brot oder die Rübe weg und aßen es selbst auf, ließen die Kinder ihrer Wege gehen und kümmerten sich nicht um sie. Besonders ging es uns durch Leib und Seele mit Sturmans Kindern. Von ihnen blieben noch Helga und Inge übrig. Die

Mutter und zwei Kinder mußten sterben. Die beiden überlebenden Helga und Inge waren nur noch Haut und Knochen in Lumpen gehüllt, voller Ungeziefer von unten bis oben, und gingen am Stock wie halblebendige Menschen rum, bis eines Tages ein russischer Arzt ihnen auf der Straße begegnete und sie mitnahm. Sie sollen wohl in ein Kinderheim gekommen sein. Frau Sturmman tat uns allen so leid, eine so blühende Frau mußte so elend umkommen. Sie hatte gearbeitet bis ein paar Tage vor ihrem Tode. Sie fiel immer über ihre Füße, stand wieder auf, arbeitete weiter. Die Zehen abgefaut und abgefroren, ja sie hatte zuviel mit zu ernähren, die nichts bekamen. Sie hat geklaut, ein paar Kartoffeln, Rüben, Körner, was sie nur erwischen konnte, von andern ist sie unterstützt worden, ließ sich von den Russen schlagen für das Stehlen und sie sagte, ich mache es wieder, ich lasse doch nicht meine Kinder verhungern, aber sie konnte sie trotzdem nicht retten. Der Wald hat ihr den letzten Rest gegeben.

Man glaubte nicht, wie solch ein verhungerner Mensch aussieht, man konnte sich versehen; so ging es hunderten von Menschen. Die Frauen holten Rüben von Hasenberg. Auf jedem Wagen saß ein Russenweib zur Bewachung und die Menschen standen am Weg und bettelten um eine Rübe. Aber wehe, wer eine nahm. Emil Szameit hat sich mit einem Russenweib wegen einer Rübe geschlagen, er mußte auch seinen Geist aufgeben. Anna Szameit starb am Walde und wurde von den wilden Tieren halb aufgeessen.

Nach meiner Schätzung sind umgekommen und vermißt: Großudertal 66 Personen, Stampelken 32 Personen, Wilmsdorf 21 Personen, Uderhöh 25 Personen.

Ella Gronau



Arbeits- und Lebensverhältnisse im Kreis Wehlau bis Ende 1947.

Der Verfasser berichtet eingangs von seiner Flucht mit Frau und Kindern nach Pommern, vom Zusammentreffen mit russischen Truppen am 10. März in der Nähe von Lauenburg und von verschiedenen Gewalttaten russischer Soldaten. Nach Schilderung des Arbeitseinsatzes, zu dem er dort gezwungen wurde, fährt er fort:

Unser Arbeitseinsatz erfolgte hier bis zum 18. Juni 1945. Am 19. Juni wurden wir auf Anordnung des polnischen Amtsvorstehers und des russischen Offiziers in unsere frühere Heimat ausgewiesen. Auf LKWs wurden wir zum Bahnhof nach Lanz gefahren, wo wir in Güterwagen zusammengepfertcht verladen wurden. In Bromberg mußten wir die Wagen wieder verlassen. Hier kümmerte sich anfangs niemand um uns. Bis zum Abend des ersten Tages lagen wir auf den Bahnsteigen herum. Zur Nacht wurden wir durch die Polen in den Bahnhofstunnel getrieben, wo wir ihrem Gespötte ausgesetzt waren. Hier wurden noch einige Deutsche ohne Grund von den Polen niedergeschlagen und dann abgeführt.

Am nächsten Tage wurden wir zu Aufräumarbeiten auf dem Bahnhof eingesetzt, der durch polnisches Militär vollkommen verunreinigt war. Menschenkot mußten wir mit den Händen aufnehmen, da uns kein Handwerkszeug zur Verfügung gestellt wurde. Am dritten Tage wurden wir wieder in Güterwagen verladen und in Thorn wieder ausgeladen. Hier lagen wir auf den Bahnsteigen, auf denen gleichzeitig polnisches Militär exerzierte. Von den polnischen Soldaten wurden wir angespuckt und mit Füßen getreten. Ich hatte noch einen Handkoffer bei mir. Ein polnischer Soldat verlangte den Koffer von mir. Da ich ihm den Koffer nicht freiwillig gab, gab er mir plötzlich einen Fußtritt in den Unterleib, daß ich auf der Stelle zusammenbrach. Aber eine Hilfe gab es ja für uns hier nicht.

Am zweiten Tage mußten wir auf einen vollbeladenen Kohlenzug klettern, der uns bis Korschen mitnahm. Hier stopfte man uns wieder in einen Güterwagen und brachte uns nach Insterburg. Hier auf dem Bahnhof wimmelte es voller Russen. Niemand kümmerte sich um uns, und keiner konnte uns Auskunft geben, wie wir hier weiterkommen sollten. Essen bekamen wir auch keins. Die kleineren Kinder weinten vor Hunger, aber wir konnten ihnen ja auch nicht helfen. Am zweiten Tage sind wir dann mit drei Familien (14 Personen) auf einen leeren Kieszug in Richtung Gr. Lindenau geklettert und sprangen in Wehlau von diesem Zug ab.

Von hier aus machten wir uns dann auf den Weg in unser Heimatdorf. Überall wurden wir von russischen Soldaten angehalten und ausgelacht, einige versuchten, sich an den größeren Mädels zu vergehen. Vor dem Dorfe Frischenau ging ich dann zu einem russischen Posten und bat hier um Schutz, da wir dauernd belästigt wurden und es Nacht wurde. Wir konnten dann in der Nähe dieses Postens die Nacht verbringen. Am nächsten Morgen zogen wir dann weiter; da die kleineren Kinder nicht mehr laufen konnten, mußten sie von den Großen abwechselnd getragen werden.

Nachmittags um 4.00 Uhr langten wir dann vor unserem Heimatdorf Friedrichsdorf an. Die Ausbauten waren größtenteils abgebrannt. Überall, wo man hinsah,

wimmelte es von russischen Soldaten. In das Dorf durften wir nicht rein. In der ehemaligen Abdeckerei fanden wir dann die einzigen Deutschen vor. Es waren hier insgesamt 44 Deutsche, die früher hier in der Umgegend gewohnt hatten.

Da in dem Hause die unteren Stuben alle belegt waren, haben wir 14 Personen uns zur Nacht auf den Boden hingelegt. Nachts begannen dann die Vergewaltigungen. Am nächsten Morgen ging ich dann nach Friedrichsdorf zum russischen Kommandanten, um Arbeit zu bekommen, aber mein Gang war vergebens. Wir waren dem Verhungern nahe. Die kleinen Kinder mußten sich an die Straße stellen und bei den vorbeikommenden Russen um Stückchen Brot prachern. Am sechsten Tage bekam der Bauer M. und ich bei einem russischen Major vorübergehend etwas Arbeit. Mein für den Tag hier verdientes Essen nahm ich abends mit. Im Quartier wurde es mit Wasser verdünnt und unter uns drei Familien (14 Personen) verteilt. Etwa am 10. Juli wurde das Haus des Bauern K., der hier mit uns zusammen war, von russischem Militär geräumt, und der russische Offizier sagte mir, wir könnten jetzt dort mit den drei Familien einziehen.

Wir haben uns dann am 12. Juli dort einquartiert. In der einen Stube standen noch die Holzpritschen von den Soldaten, die uns dann auch als Schlafstelle dienen sollten. – Plötzlich nachts ein fürchterlicher Lärm auf dem Hofe. Die Tür wurde aufgerissen, und etwa 50 russische Soldaten drangen ins Zimmer. Mit zusammengedrehten, angezündeten Papierschlängen suchten sie nach Frauen und Mädchen. Meine Frau und meine Tochter (16 Jahre alt) wurden rausgeschleppt. Auf meinen Einspruch erhielt ich einen Kolbenschlag, daß ich zusammenbrach. Gegen Morgen brachten zwei Soldaten meine Frau, die kaum noch gehen konnte, ins Zimmer zurück. Kaum, daß ich sie mit einer Decke bedeckt hatte, stürzten schon wieder einige Soldaten ins Zimmer und schleppten sie wieder heraus. Nach etwa zwei

Auf der Frischen Nehrung in Richtung Danzig



Stunden schleppte meine Frau sich ins Zimmer, ihre Kleider waren vollkommen mit Blut durchtränkt. Plötzlich fielen draußen mehrere Pistolenschüsse. Ich glaubte, jetzt hätten diese Bestien meine Tochter erschossen. Kurze Zeit darauf brachte ein russischer Offizier meine Tochter ins Zimmer geschleppt. Er sagte mir, daß er nur durch Abgabe der Schüsse meine Tochter vor den Soldaten errettet habe. Meine Tochter schwamm förmlich im Blute. Die Vergewaltigungen erfolgten in bestialischer, tierischer Weise.

Am Morgen des nächsten Tages lief ich, da die starken Blutungen bei den zu Tode gemarterten nicht aufhörten, zu einem in der Nähe einquartierten russischen Oberarzt. Ich bat ihn, meiner Frau und meiner Tochter, die beide dem Verbluten nahe waren, zu helfen. Als Antwort wurde mir gesagt: „Für euch Deutsche gibt es keine Hilfe, ihr sollt sterben wie die Schweine.“ Es gelang uns dann selbst, die Blutungen zu unterbinden. Da wir annehmen mußten, daß sich dieses Drama in der nächsten Nacht wiederholen würde, zogen wir gegen Abend wieder in das alte Quartier zurück. Meine Frau und meine Tochter waren durch den starken Blutverlust so geschwächt, daß sie diese Strecke von drei Kilometer nicht zu Fuß zurücklegen konnten. Ich besorgte zwei Schubkarren, auf welchen wir die beiden Frauen dann gefahren haben, darüber haben dann vorbeikommende Russen tüchtig gelacht. Am Tage blieben die Frauen im Quartier, zur Nacht brachte ich sie in ein in der Nähe des Hauses gelegenes großes Distelfeld. In der Nacht kamen dann diese Bestien wieder und suchten die Frauen. Da sie sie nicht fanden, wurden wir dafür verprügelt. Daraufhin erschienen einige Russen dann am Tage, und trotzdem meine Tochter schon fast einer Leiche ähnlich war (70 Pfund), schreckten sie auch jetzt nicht vor ihr zurück, sondern vergewaltigten sie.

Ich bin dann in das in der Nähe gelegene Dorf Sechshuben gegangen, wo der russische Stab lag. Hier habe ich alles erzählt, was sich in den vergangenen Tagen und Nächten bei den Deutschen zugetragen hatte. Bei dem Stab war ein russischer Major, der mir versprach, sofort gegen diese Schandtaten einzuschreiten. Alle Deutschen, mit Ausnahme des Abdeckers J. M. und Frau, die in ihrer Wohnung verblieben, wurden auf Anraten dieses Majors in das in der Nähe gelegene Dorf Kühnbruch gelegt, hier wurde ein russischer Posten gestellt, und wir bekamen Arbeit beim Ernteeinsatz. Der Abdecker J. M. wurde dann einige Zeit später, als seine Frau vergewaltigt werden sollte und er sich dagegen wehrte, aus seiner Wohnung geführt und erschossen. Ebenso wurde die 14jährige Tochter der Frau Berta Kirchhof an der Straße nach Friedland von Soldaten vergewaltigt und vor den Augen ihrer Mutter dann erschossen. Die Mutter selbst ist im Sommer 1947 in Tapiau dem Hungertod zum Opfer gefallen.

Nachdem wir die Getreidefelder in der Umgegend von sechs Kilometern abgeerntet hatten, wurden wir nach Stockheim und von dort nach Puschkeiten und später nach Sommerfeld verlegt. (Die Kirche in Stockheim war mit Ackergeräten vollgefahren). Nach Beendigung der Erntearbeiten kamen wir zum Dreschkommando. Hier bekamen wir je Tag zwei Pfund Roggen, den wir uns auf einer Handmühle zu Mehl gemahlen haben. Da wir in der langen Zeit nie ein Stückchen Fleisch zu essen bekommen hatten, man aber das Verlangen nach Fleisch hatte, habe ich einfach, soweit anzutreffen waren, Hunde und Katzen gefangen und geschlachtet

und mir dadurch auch mal ein Stückchen Fleisch verschafft. Wegen dieser Sache wurde ich dann eines Abends, als ich von der Arbeit kam, durch einen russischen Posten mit aufgepflanztem Bajonett zum russischen Stab nach Stockheim gebracht, wo ich gefragt wurde, aus welchem Grunde ich Hunde und Katzen geschlachtet hätte. Ich sagte, daß wir bei der schweren Arbeit auch mal ein Stückchen Fleisch essen müßten, um überhaupt arbeiten zu können, und da die Russen uns kein Fleisch geben, so habe ich mir eben was besorgt. Man entließ mich wieder. Einige Zeit später gab man uns neben dem Roggen auch etwas Konserven und etwas Fett als Produkte.

Am 9. Dezember 1945 kam ich mit meiner Familie zur Militärkolchose nach Nickelsdorf, Kreis Wehlau. Ich hatte hier den Pferdestall mit 34 Pferden, mein Sohn den Kuhstall mit 40 Kühen zu besorgen. Neben der Tagesarbeit mußten wir nachts noch in den Ställen Wache schieben. Hier bekamen wir täglich etwas Brot und einen Liter Milch. Da wir bei diesem wenigen Essen kaum in der Lage waren, die schweren Arbeiten noch zu verrichten, entschloß ich mich (auf Grund eines Buches, das mir im Herrenhaus auf Gut Dommelkeim in die Finger gekommen war: „Meine Erlebnisse beim Russeneinfall 1914“, erzählt von einem Privatförster) in dem in der Nähe gelegenen Walde Schlingen auf Hasen aufzustellen. Nachts während meiner Nachtwache fertigte ich mir einige Schlingen an, und am Tage, nachdem ich meine Arbeit im Stalle verrichtet hatte, ging ich in den Wald, um die Schlingen aufzustellen. Ich hatte Erfolg und fing auch einige Hasen, so daß wir durch den Genuß des Fleisches wieder etwas zu Kräften kamen.

Am 8. März wurde unsere Kolchose nach Wargienen bei Tapiau verlegt. Im September, an einem Nachmittag, flammte plötzlich eine mit Heu vollgefuhrte Scheune auf. Mein Sohn Manfred und Helmut S., beide 16 Jahre alt, wurden, da die Russen Streichhölzer bei ihnen gefunden hatten, durch die GPU. verhaftet. Sie wurden stundenlang verhört und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, auszusagen, daß sie die Scheune angesteckt haben. Da die Jungen es aber nicht getan hatten, blieben sie bei ihrer Aussage. Darauf sollten sie erhängt werden. Die GPU. wollte sie gewaltsam zum Eingeständnis einer Tat, die sie nicht begangen hatten, zwingen. Sie wurden daraufhin fortgeschafft. Nach etwa 14 Tagen erfuhr ich durch einen russischen GPU.-Leutnant, daß die Jungens sich im GPU.-Keller in Tapiau befinden. Ich bin dann am Sonntag hingegangen und bekam auch den aufsichtsführenden Major zu sprechen. Hier wußte niemand, aus welchem Grunde die Jungens hier eingesperrt seien. Auf meine Bitte hin wurden die Jungens am anderen Sonntag entlassen. Bei ihrer Rückkehr erzählten sie, daß sie täglich bei schlechtem Essen haben fünf Raummeter Brennholz zerkleinern müssen. In ihrem Keller hätten noch zwei deutsche Soldaten gesessen. Diesen Soldaten wurden täglich ca. 25 Schläge mit dem Gummiknüppel auf die Fußsohlen geschlagen, dadurch wollten die Russen sie zu einer Aussage zwingen. —

Im November 1946 kamen Zivilrussen nach Wargienen, und die Militärkolchose wurde mit uns nach Bonslak bei Tapiau verlegt. Das Herrenhaus war niedergebrannt. Die Russen quartierten sich in das Obergärtner- und Schweizerhaus, wir Deutschen in die Insthäuser ein. — Die Zivilrussen erzählten mir auch, daß sie gegen ihren Willen mit LKWs. hierhergebracht worden seien, es wäre dies ehemaliges

russisches Gebiet, was sie jetzt wieder besiedeln mußten. Sie waren auch zum größten Teil gegen das russische Regime eingestellt. —

Insgesamt waren wir hier 101 Deutsche. Gearbeitet wurde von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden. Da wir auch keine Zeit hatten, unsere Kleider und Wäsche sauberzuhalten, so waren wir vollkommen verlaust. Pumpen und Brunnen waren zerstört oder mit Unrat vollgeworfen. Wasser holten wir aus einem verfallenen Brunnen, wo es von Fröschen und Ungeziefer wimmelte. Sämtliche Aborte waren zerstört. Jeder verrichtete seine Notdurft, wo er eben war. Gearbeitet wurde nach russischem Muster — alles Normarbeiten! Bei dieser ungenügenden Ackerbestellung konnten auch keine Erträge erzielt werden.

Im Februar 1947 wurde ich durch die russische Militärverwaltung auf dieser Kolchose als Brigadier eingesetzt. Diesen Posten nahm ich jedoch erst an, nachdem man mir versprochen hatte, uns Deutsche nicht als Vieh, sondern als Menschen zu behandeln. — Jetzt begann für uns zwar eine harte, dafür aber eine etwas freiere Arbeit. Wir hatten sogar öfters einen freien Sonntag. Die Frühjahrsbestellungen erfolgten jetzt nach deutschem Stil. Angebaut haben wir hier: 40 Hektar Erbsengemenge, 10 Hektar Hafer, 8 Hektar Kohl, 4 Hektar Karotten, 4 Hektar Gurken, 4 Hektar Tomaten. Die Ernteerträge waren recht gut. Wir bekamen hier 300 Gramm Mehl, Kohl, Karotten und Tomaten. Für nichtarbeitende Personen gab es keine Produkte. — Bestellt waren nur die Felder um die einzelnen Kolchosen, alles andere waren nur Distelplantagen.

In Tapiau gab es einen Schwarzen Markt, wo man, wenn man Rubel hatte, alles zu kaufen bekam. Eine Schnitte Schwarzbrot kostete 10 Rubel, ein Pfund Butter 75 Rubel usw. Zwischen Tapiau und Königsberg bestand Dampfverbindung (eine Fahrt 11 Rubel). In der ehemaligen Besserungsanstalt waren etwa 700 deutsche Jungens eingesperrt. Das Militär lag in den Kasernen, in der Heil- und Pflegeanstalt, und ein großer Teil lag in aufgestellten Holzbauten im Walde längs der Deime hinter Waldschlößchen bis Freudenberg. Die Offiziere wohnten in den Siedlungshäusern. Die ehemalige deutsche Mittelschule war als russische Schule eingerichtet. Eine Schule für deutsche Kinder gab es nicht. Überall in den Straßen traf man deutsche Kinder zerlumpt und vollkommen abgemagert an. — Zerstört waren das Bahnhofsgebäude, einige Häuser in der Bahnhofstraße (Glaubitz, Klein u. a.), ein Teil der Häuser in der Neustraße und einige in der Königsberger Straße. (In Wehlau war die Innenstadt vollkommen ausgebrannt, ebenso auch in Allenburg.)

Unter den hier gegebenen Umständen hatten wir hier schon mit unserem Dasein abgeschlossen, und niemand glaubte noch daran, daß sich auch unser Schicksal noch einmal wenden sollte. Plötzlich am 17. November nachmittags 4.00 Uhr ging die große Hofglocke. Alle Deutschen wurden zusammengerufen. Es waren russische Offiziere erschienen, die uns mitteilten, die Militärkolchose werde aufgelöst, und wir werden nach Deutschland entlassen.

K. K. aus Friedrichsdorf



In Karwerningken – von März 1946 bis September 1948

Als meine Großmutter und ich am 28. Januar 1945 aus meinem Heimatort Sensburg auf die Flucht gingen, führte der Fluchtweg über Preuß.-Eylau, Pillau bis nach Rauschen-Düne, im März 1945 kamen wir dort an. Wir erlebten den Einmarsch der Russen dort im April und wohnten bis März 1946 in Rauschen-Düne. An einem kalten, dunklen Regentag kam ein Lastwagen mit einem russischen Fahrer vorgefahren, lud die Möbel und alle Habseligkeiten, die wir in dem Zimmer besaßen auf den Lastwagen und fuhr uns, ohne jegliche Angabe, auf die Kolchose des ehemaligen Vorwerks Karwerningken des Gutes Parnehen. Der Russe lud alle Möbel und Sachen ab und steckte uns in das ehemalige Verwaltungshaus. Wir teilten das hintere Zimmer mit einer Mutter und deren erwachsener Tochter. Im vorderen Zimmer wohnten 5 oder 6 Personen einer Familie, die einheimisch waren. Meine Großmutter kannte die Gegend nicht und wußte zuerst gar nicht, wo wir gelandet waren. Nur an den Satz, den sie sagte, als wir auf dem Lastwagen waren, erinnere ich mich: „Nun bringen sie uns doch nach Sibirien“. Ich hatte damals kein Ahnung, welche Bedeutung es hatte.

Unsere Jahre in Karwerningken waren sehr schlimm, denn meine Großmutter war alt und krank und ich ein Kind von 9 Jahren. Somit bekamen wir keinen einzigen Rubel von den Russen: nicks arbeiten – nicks Rubel – nicks essen! Außerdem waren wir für die wenigen übriggebliebenen Einheimischen „Fremde“. Unsere große Überlebenschance war ein bißchen Glück und der Vorteil, daß meine Oma eine Försterstochter aus dem Kreis Rastenburg und somit mit der Natur vertraut war.

Die ersten Brennessel wurden mit Wasser gekocht, dann kam Melde, Löwenzahn, Giersch und Sauerampfer. Kartoffeln wurden auf dem Feld gestoppelt; die waren erfroren, grau-schwarz, platt und mit Würmern durchzogen. Dann kamen die ersten Walderdbeeren, Himbeeren und Blaubeeren, die es im Sommer in Hülle und Fülle im Wald hinter Karwerningken gab. Dann wurden Pilze gesammelt, gegessen und für den Winter getrocknet bis der Frost kam. Trotz guter Pilzkenntnis hatten wir im Sommer 1948 doch noch eine Pilzvergiftung bekommen. Mir erschien alles wie im Rausch, meine Oma versuchte krampfhaft irgendwo Milch zu bekommen. Eine russische Familie hatte Erbarmen und gab uns Milch. Trotz meiner Übelkeit schmeckte die Milch nach Monaten und Jahren herrlich. Wir haben alles überstanden, aber mit dem Pilzessen war es für Jahre aus. Selbst Hunger konnte nichts daran ändern. Unser Getränk wurde aus Kamille, Lindenblüten – ein Lindenbaum stand direkt im Hof von Kawerningken – und anderen Kräutern bereitet. Die Wäsche wurde mit Asche gekocht. Der „Weiße Riese“ würde bei dem Glanz verblassen!

Auf der Kolchose wurden Roggen, Weizen, Kartoffeln, Kohl, Gurken, Tomaten, Futterrüben, Mairüben (so ähnlich wie Kohlrabi) und Mais angebaut. Alle Felder wurden bewacht. In einer Scheune standen im Sommer und Herbst 2 riesige Tonnen, ähnlich einem Weinaß in einer Kelterei, darin wurden Gurken und Kohl eingelegt. Wenn die ersten Ähren Körner zeigten, wurden welche gehamstert, getrocknet und Brot gebacken. Ein großer Kachelofen mit Backröhre stand in dem Zimmer,

in dem wir wohnten. Genauso erging es den Kartoffelstauden, die fachmännisch ausgehöhlt wurden. Die Russen gingen zu der Zeit immer mit Scheinwerfern rund um Karwerningken Streife. Es war ja bei Strafe verboten. Einmal weiß ich noch, daß ich in einer Fuhre versteckt lag.

Ich kann mich erinnern, daß alle Frauen, Kinder und (Männer?) im Sommer ca. 20 Kilometer an die Alle einmal zum Muscheln sammeln gingen. Es war ein herrlicher Sommertag, und der Platz an der Alle war eine große Wiese mit vielen Weidenbäumen. Dort suchten wir aus dem Fluß viele Muscheln, die gleich abgekocht und gegessen wurden. Ob wir noch welche mitnahmen, weiß ich nicht, sie waren ja leicht verderblich. Welche Straße und in welche Richtung wir gewandert sind, kann ich heute nicht mehr schildern.

An die Winter darf ich nicht denken, oft gab es nur Schnee zu essen, einmal einen Rundgang machen um nicht zu erfrieren. Dankbar waren wir, wenn wir irgendwo bei den Russen Kartoffelschalen erbettelt hatten. Manchmal auch etwas Futterkuchen, der für die Kühe bestimmt war. Es war wohl gepreßtes Heu, steinhart und verursachte nach dem Verzehr Kopfschmerzen.

Wenn im Winter die Futterrüben aus den Mieten genommen wurden, bei strenger Bewachung, konnten wir Kinder so lange bleiben bis alles aufgeladen war und von der Aufsicht alles abgeräumt war. Dann konnten wir die Mietkanten nochmals Zentimeter für Zentimeter im Schnee durchhacken, um noch einen Rübenschwanz zu ergattern. Alles wurde gesammelt und zuhause im Schneewasser gekocht. Als es wieder einmal hieß, eine Miete würde geöffnet auf der einen Seite des Vorwerks und eine Miete auf der anderen Seite, ging auch meine Oma los. Als ich dann am Nachmittag, an einem wunderschönen ostpreußischen Wintertag bei glitzerndem Schnee zurück komme, sehe ich in der Ferne etwas Dunkles liegen. Nichts ahnend finde ich meine Oma dort, wohl schon halb erfroren und entkräftet auf dem Weg. Was danach passierte weiß ich nicht. In einem Winter wurden Pferde erschossen, und die Russen haben sie vergraben, es muß etwas weiter fort gewesen sein, die Stelle wurde mit Stacheldraht eingezäunt und es hieß, sie hätten giftige Mittel darüber gestreut. Alle Deutschen aus Karwerningken machten sich auf den Weg und gruben die Pferde aus, zerlegten sie, bei einem war noch ein Fohlen im Leib, und jeder trug so viel er konnte nach Hause. Bis spät in die Nacht hinein wurde gebraten, gekocht und gegessen. Ob es jemand schlecht wurde von dem Genuß kann ich nicht mehr sagen, jedenfalls war das ein nie vergessenes Fest mit viel Fleisch.

Zu meinen persönlichen guten Gönnern zählte ein russischer Soldat, der wohl bei der Versorgung der Pferde zu tun hatte. Die Russen hatten in der Nähe von Gut Parnehenen eine Sauna gebaut oder ein Haus dafür bekommen. Einmal in der Woche holte er mich ab, entweder alleine oder mit mehreren Soldaten. Ich war dann der Kutscher und mußte auf Pferd und Wagen in der Zeit, in der sie in der Sauna waren, aufpassen. Der Soldat gab mir als Lohn immer etwas Verpflegung von seiner ab, am schönsten war die Katscha. Er hatte meiner Großmutter erzählt, daß ich ihn so an seine eigene Tochter erinnere, aber er weiß nicht, ob sie noch lebt. Aber eines Tages, sicher 1948, wurde er versetzt. Zu der Zeit kamen auch russische Familien nach, so daß ich manchmal bei ihnen als Kindermädchen für etwas Essen arbeiten konnte. Ihr Schwein hielten Sie in der Küche unterm Tisch.

Typhus und Ruhr rafften so manchen dahin. Auch ich bekam Kopftypus. Es muß im Sommer 1947 gewesen sein. Ich lag wochenlang ganz schwer krank auf einer Matratze auf der Erde. Eine Ratte hatte mir eines nachts einen Zeh angefressen, die Stelle war jahrelang noch dick. Ratten gab es in Scharen. Wir stellten große Wassereimer für die Nacht hin und wenn dann eine hineinfiel wurde ein großes Brett daraufgelegt. Aber oft waren sie so stark, daß sie sich bis zum Morgen aus ihrer Falle wieder befreien konnten. Als ich die Krise der Typhuskrankheit hatte, war ich scheinot. Ich merkte, wie meine Oma mir Hände und Füße rieb und mit einer Frau sprach: „Nun weiß ich, daß alle meine Lieben nicht mehr am Leben sind; ich öffne die Fenster, daß die Seele entweichen kann.“ In diesem Moment soll ich mich umgedreht haben und in einen tiefen Schlaf gefallen sein. Als ich später aufstand fielen mir die Haare aus, ich mußte gehen und sprechen lernen. Aber alles ohne Arzt und Medizin. Den frischen Waldbeeren, die mir meine Oma täglich brachte, verdanke ich wohl Vieles. Zur Belohnung, daß es mir besser ging, hatte mir meine Oma ein Sommerkleid aus dem Stoff eines gefundenen Sonnenschirms genäht. Die Farben waren hellblau, gelb, weißgestreift, es sah wunderhübsch aus!

Manchmal bekam meine Oma etwas zum Nähen. Kleider aus Säcken und gefundenen Stoffresten für Deutsche, aber auch für Russen. So bekamen wir doch einige Rubel, die uns so dringend fehlten. Einmal in der Woche gab es in Parnehenen, ob Sommer oder Winter für die arbeitende Bevölkerung Lebensmittelzuteilung. Ein Brot kostete 7 Rubel. Aber da wir nicht arbeiteten, konnten wir nichts kaufen, sondern ich mußte bis abends warten, ob noch etwas Brot übriggeblieben war. Manchmal hatte ich Glück, ein Stück, ein halbes oder ein ganzes Brot, je nach Rubel, zu erwischen. Aber der Weg konnte auch umsonst sein. Wenn ich durch die Felder im Sommer oder die Birkenstraße am Friedhof vorbei von Parnehenen nach Karwerningken ging, konnte ich nicht widerstehen die Rinde des Brotes oft abzuknabbern. Aber meine Oma schimpfte nie, auch wenn das Brot lange, lange reichen sollte. Ein paar Rubel oder etwas zu essen bekamen wir, wenn wieder ein Bewohner verstorben war. Oma war von Beruf Blumenbinderin und schmückte den einfachen Brettersarg, ob Winter oder Sommer, schön aus. Ein Pferd mit Leiterwagen wurde abgestellt von der Arbeit und so wurde der Sarg darauf geladen und fuhr die lange Straße zum Friedhof. Im Sommer machte sie immer eine Blumendecke auf den Sarg. Auch pflegte sie die verlassenenen Gräber auf dem Friedhof. Dabei hatte sie Zeit, im Wald, verbotener Weise (bei Strafe im Keller) – die Waidmänner mögen ihr verzeihen – eine Schlinge für Hasen auszulegen. Einmal war ein riesiger großer Hase darin, den sie kaum schaffte nach Hause zu tragen. Auch prächtige Butterpilze waren am Friedhof zu finden. Irgend jemand fand dort mal am Graben Eßteller auf einem Grab. Für mich war es damals aufregend.

Ebenfalls wohnte in Karwerningken eine Frau Klein mit 3 Kindern. Ein Mädchen starb dort noch an Wassersucht. Der Junge war ca. 13 – 14 Jahre alt und hieß eventuell Manfred. Mit der großen Tochter, die damals wohl zwischen 17 und 19 Jahre alt war, bin ich im Winter 1948 zu Fuß nach Litauen betteln gegangen. Wie muß meiner Großmutter wohl ums Herz gewesen sein, als sie mich nach Litauen schickte, denn für zwei wäre in Kawerningken den Winter über kein Essen mehr gewesen. Heute kann ich es erst begreifen, weil man selber Kinder hat. In Wehlau übernachteten wir

bei einer deutschen Familie, die hatten ein großes Glasdach über dem Hof. In Tilsit, es müßten Verwandte von Kleins gewesen sein, übernachteten wir auf der Hin- und Rücktour bei einer Familie. In Erinnerung habe ich eine Straße in der Stadt, die Straße verlief etwas bergig. In Litauen bettelten wir auf dem Pferdemarkt und wärmten uns bei den Pferden auf. Es war tiefer Winter, viel Schnee und bitter kalt. Dann bettelten wir uns von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, aber es waren schon zu viele vor uns dagewesen und oft gab es nichts als einen bellenden Hund. Wir haben aber nie draußen schlafen müssen, irgend ein Engel gab uns immer ein Dach über den Kopf. Es gab aber kein Bett, sondern wir schliefen auf dem Lehmofen, der mitten im Haus oder in der Kate stand. Gewaschen haben wir uns im Schnee, sonst gab es keine Reinlichkeiten. Die Läuse waren all die Jahre sowieso unsere Mitbewohner in Haaren und in Kleidern. Bei einer litauischen Familie blieb ich 14 Tage alleine, die Familie wollte mich behalten. Das Mädchen ging alleine weiter um Lebensmittel betteln, kam dann wieder vorbei und ich ging mit ihr zurück nach Kawerningken. Auf dem Nachhauseweg hinter Tilsit fing es sehr an zu tauen und zu regnen, es muß Ende März/April gewesen sein. Wir waren bis auf die Haut naß. Da nahm uns ein russischer Militärlaster, ich glaube bis Wehlau, mit. Zuhause gab es die ersten Pfannkuchen seit Jahren, mit richtigem Mehl und in Speck gebraten.

In der Zwischenzeit war meine Großmutter die Treppen im Haus, sicher durch Schwäche bedingt, heruntergefallen, hatte sich dadurch die Wirbelsäule beschädigt und war fast gelähmt. Es gab aber doch noch gute Menschen, die sie nicht verhungern ließen und ihr immer von dem wenigen, daß sie erarbeitet hatten, zu essen brachten, nochmals vielen Dank! So viel ich mich erinnern kann, bekam Frau Klein schon in Karwerningken Post von ihrem Mann, daß er in Husum lebt. Sie sind wohl vom Lager aus dort hin.

Nun konnte meine Oma keine Treppe mehr steigen und wir mußten aus dem Verwaltungshaus in ein ehemaliges Insthaus ziehen, dort war es sehr feucht und naß. Ich mußte auch jetzt alleine fürs Feuer sorgen. Es waren kaum noch morsche Roßgartenpfähle da; die alleine vom Draht zu befreien, nach Hause zu schleppen, zu sägen und zu hacken war schon schwer, aber wenn es überleben heißt, geht einiges. Selbst Holzsohlen für das Schuhwerk schaffte ich alleine. Inzwischen waren meine Beine so vereitert und voller Borke, daß ich sehr oft Schmerzen hatte. Zur Linderung legten wir Huflattigblätter auf die Stellen.

Im Herbst 1948 hieß es dann „Heim ins Reich“. Wir wußten nichts, was in der Welt inzwischen passiert war. Wir hatten auch keine Post erhalten, obwohl meine Oma immer geschrieben hatte. Ich, die anderen Kinder ebenfalls, hatten in all den Jahren auch keine Schule besucht, dafür aber etwas Russisch in der Umgangssprache erlernt. Ich habe alles in der Versenkung begraben, außer: dawei-dawei-paschlie-paschlie.

Wir wurden Ende September 1948 auf einen Lastwagen geladen und nach Königsberg gefahren. Ehe wir unsere Habe in Karwerningken im Krepesch zusammenpackten, besaßen wir noch sämtliche Papiere (Geburtsurkunden, Sparbücher und anderes). Aber meine Großmutter konnte nichts tragen, und für mich war das Wenige schon zuviel. Ich war es in den letzten Monaten gewohnt worden, sämtliche Entscheidungen zu übernehmen, so auch diese: Was soll dieses Papierzeug noch? Also ließen wir es da. Meine Oma sagte nur: „Hoffentlich bereust du es nicht eines

Tages". Ich konnte es damals nicht ahnen, was Dokumente bedeuten, heute weiß ich es, ich habe es schon bereut. Meine Oma war einfach zu schwach sie an sich zu nehmen.

Von Königsberg aus, auf dem Bahnhof kaufte ich uns von den letzten Rubeln eine Wassermelone, ging es mit dem Zug in Viehwaggons ins Auffanglager nach Dessau. Wenn der Zug mal auf offener Strecke hielt, sprangen wir raus und stiebitzten vom Feld Maiskolben. Im Lager Dessau mußten wir so lange bleiben, bis meine Beine geheilt waren. Es gab Spritzen dafür. Die Narben habe ich heute noch. Meine Großmutter kam als fast gelähmte Frau 1949 nach hier. Sie wurde wieder gesund, lief wieder wie ein Wiesel, starb dann nach dem dritten Schlaganfall mit fast 81 Jahren.

Als wir 1949 nach hier kamen, wollte ich diese Zeit nie erlebt haben. Ich habe in all den Jahren kein einziges Mal ein Wort darüber mit meiner Großmutter gesprochen. Nun ist sie schon 14 Jahre tot; jetzt denke ich anders darüber und habe vielleicht eine kleine Hoffnung, daß irgend ein Wehlauer in dieser Zeit dort war.

Christa Möller, geb. Koller

Das Ende des Dorfes Köthen

Diese Schilderung über die Erlebnisse einiger Einwohner Köthens in der Heimat unter sowjetischer Besetzung und über das Schicksal des Dorfes selbst entnehmen wir der Dokumentation „Ein unvergessenes Dorf – Köthen“ von Walter Breusch.

Die Front rückte an die Grenzen Ostpreußens. Fliegeralarme wurden häufiger, das Dröhnen der Front wurde lauter, rückte näher, russische Tiefflieger beschossen alles, was sich bewegte, Flüchtlingstrecks aus den östlichen Kreisen Ostpreußens zogen vorbei. – Nun bereitete man sich auch in Köthen auf den schweren Weg vor. Habseligkeiten wurden zusammengepackt und Wagen für die Flucht vorbereitet. Einwohner des Kreises Schloßberg fanden auf ihrer Flucht in Köthen vorübergehend Aufnahme. Am 19./20. Januar erhielten diese den Auftrag, weiterzuziehen. Nun war es Gewißheit geworden, daß auch Köthen geräumt werden mußte. Am 20. Januar 1945 besuchte die Tochter Danielziks aus Wehlau ihre Eltern in Köthen, um sie zur Flucht aufzufordern. Sie schreibt: „Köthen lag im tiefsten Frieden.“ – Wie schnell sich das ändern sollte!

Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, erhielten die Köthener den Treckbefehl. Das Großvieh wurde noch einmal gefüttert und losgebunden, kein Einwohner blieb zurück. Die Front rückte bedrohlich näher, und in aller Eile wurde der „Wurstberg“ zum letzten Male bezwungen. Doch schon bald gab es einen längeren Stau, weil die Reichsstraße 1 von Wehrmachts- und Flüchtlingskolonnen verstopft war. Die Flüchtlingswagen standen im Sandtitter Wald zum Teil in Dreierreihen auf der Straße, es gab kein Vorwärts, kein Zurück. Von hier aus ging Eva Samland/Minuth noch einmal zurück nach Köthen. Dort fand sie deutsche Soldaten, die die Wohnungen geheizt und sich über das zurückgelassene Eßbare hergemacht hatten.

Tapiau erwies sich mit seinen Brücken über die Deime und über den Pregel als Nadelöhr. Die Trecks wurden zum Teil über die Deime und durch die Stadt in Richtung Königsberg geleitet, zum Teil über die Pregelbrücke in Richtung Haff. Hier teilte sich auch der Köthener Treck. Einige Köthener verließen ihre Wagen und erreichten in Tapiau einen der letzten Züge nach Königsberg.

Der Treck in Richtung Königsberg kam nur langsam voran. Die Reichsstraße 1 mußte verlassen werden, es ging in nordwestlicher Richtung nur schleppend weiter. Angriffe russischer Tiefflieger auf die Trecks stifteten ein heillooses Durcheinander. Der Kampflärm in unmittelbarer Nähe zwang die Köthener, die Wagen stehenzulassen und ihr Heil in der Flucht zu Fuß zu suchen. So wurde Fuchsberg nordwestlich von Königsberg erreicht, wo man vor Erschöpfung irgendwo im Stall einschlieft.

Wieder war es ein Sonntag, eine Woche nach der Flucht aus Köthen. Der Krieg hatte die Flüchtlinge eingeholt, die Russen waren da, die erste Welle, die „Uhri-jest-Welle“. Beute machen um jeden Preis! Uhren und Wertsachen wechselten die Besitzer.

Zunächst schien alles gar nicht so schlimm, doch die russischen Panzersoldaten hatten schon warnend auf die nachfolgenden Truppen hingewiesen. Die kamen dann auch bald, und zu ihrer Beute gehörten dann vor allem die deutschen Frauen. Das war die „Frau-komm-Welle“, die über die Flüchtlinge wie eine Jauchewelle schwappte, die Unzählige in Verzweiflung, Not und Todesangst brachte und noch lange anhalten sollte.

Die folgende Welle sortierte, verhörte, erschöß, setzte in Marsch Richtung Rußland oder „damoi“, nach Hause. Die Russen gingen daran, Frauen und Männer zu trennen und suchten vor allem ehemalige russische Kriegsgefangene und Dienstverpflichtete. Die deutschen Männer wurden genau untersucht, verhört, zum Teil auf der Stelle erschossen, der Rest unter Bewachung in Richtung Osten in Marsch gesetzt. Weil es sich vornehmlich um ältere und kranke Personen handelte, ist ihr Marschweg von vielen Toten gesäumt worden. Die Frauen und Kinder sollten nach Hause gehen.

Köthen fand man nicht wie einige Tage zuvor im „tiefsten Frieden“, es war menschenleer, verwüstet, zum Teil abgebrannt (A. Minuth, Bendrien, Wittke, Willuhns Insthaus). Bei Buses über dem „Wurstberg“ fand man einige Deutsche. Doch wo war die Mutter?

Auch sie befand sich auf dem Fußmarsch nach Hause. Bei Großhof hatten die Russen eine Pontonbrücke über die Deime geschlagen. In dunkler Nacht wurde sie überquert und der Weg nach Hause fortgesetzt. Bei Buses war die Mutter dann mit ihren Kindern wieder vereint.

Glück im Unglück! Aber lange konnte man hier nicht bleiben. Zu viele Frauen in einem Haus waren ein Anziehungspunkt für die Russen. So gingen sie nach Köthen, räumten das Wohnhaus auf, begruben den erschossenen Hund, warfen voll Ekel die Kochtöpfe voller Kot hinaus und heizten. Sie waren wieder zu Hause.

Bald erschien eine russische Einheit, die Frauen mußten unter Bewachung Wäsche waschen, Erwin Holz machen. Als die Einheit abzog, ging es nach Grünhain, Luxenbruch (Paukstat). Auch hier mußte für die russischen Truppen, die in Grünhain

lagen, die Wäsche besorgt werden. Bewaffnete Posten sorgten für ungestörtes Arbeiten. Hier erkrankten beide Kinder an Typhus; sie überstanden die Krankheit aber glücklich in Sanditten, wo die Russen das Milchvieh zusammengetrieben hatten. Die Deutschen mußten hier das Vieh versorgen, zehn Kühe pro Person, für einen Liter Milch pro Tag. Heimlich wurde mehr Milch abgezweigt, um die beiden Erkrankten wieder zu kräftigen. Da die Kühe von einer Hautkrankheit befallen waren, mußten sie täglich mit einer Lösung gewaschen werden.

Mit ähnlichen Arbeiten ging es in Altwehlau, Oppen und Götzendorf weiter. Hier trafen auch Köthener zusammen: Edith und Eva Minuth, Frau Wittke mit den beiden Kindern, Frau Statinski mit Gertrud. Zusammen mit kriegsgefangenen deutschen Soldaten wurde versucht, die Landwirtschaft wieder in Gang zu setzen.

Nach und nach trafen „Pungelrussen“ ein. Das waren Weißrussen und Ukrainer, die ihre Habseligkeiten in einem kleinen Beutel („Pungel“) trugen. Sie waren nach Ostpreußen geschickt worden, um hier zu arbeiten und zu siedeln. Sie verdrängten die Deutschen aus den Wohnungen und aus den Arbeitsstellen.

Als die zu versorgende Viehherde nach Gertlauken-Laukischken getrieben wurde, entschlossen sich die Köthener, in der Nähe Wehlaus zu bleiben. In Ripkeim und zuletzt in Wattlau fand man Unterkunft. Die Mühle Pinnau, die Papierfabrik und die Transportkolonne in Ripkeim waren die Arbeitsstellen. Seit etwa 1947 wurde die Arbeit in russischer Währung bezahlt. Damit konnte man im Magazin einkaufen und vor allem auf dem Markt in Wehlau, den die „Pungelrussen“ aus ihrer individuellen Viehhaltung und Landwirtschaft belieferten.

Den Mangel an Ersatzteilen und Baumaterial behoben die Russen auf ihre Art. So erinnert sich Erwin an eine Tour nach Balga und ans Frische Haff, um dort Ersatzteile für Pferdewagen zu besorgen. Das Schlachtfeld der letzten Kesselschlacht war noch nicht aufgeräumt. Menschliche Skelette, zum Teil mit den Erkennungsmarken deutscher Soldaten, Pferdegerippe, verrostetes Kriegsgeschütz, niedergewalzte Flüchtlingswagen lagen wie ausgestreut herum. Aus dem Haff ragten Teile von versunkenen Pferdewagen und Wasserfahrzeugen – ein unbeschreiblich grauenvoller Anblick.

Baumaterial wurde durch den Abriß von Gebäuden gewonnen. So standen z.B. in Köthen keine Scheunen und Ställe mehr. Viel zu spät merkten die neuen Herren des Landes, daß sie sich dadurch selbst schädigten. Als ein Verbot des weiteren Abreißen erlassen wurde, der Mangel an Baumaterial aber immer noch nicht behoben war, verfiel man auf die Methode des Innen-Abreißen; Decken und Fußböden, Öfen, Türen und Fenster wurden herausgenommen, die Außenwände blieben stehen und gaben den Anschein eines intakten Gebäudes.

Einmal noch vor der endgültigen Ausreise sahen sie Köthen wieder. Willuhns, Bauer Wagners und Rippkes Wohnhäuser standen noch, ausgeschlachtet, verwüstet; alles andere war nicht mehr vorhanden, Brennesseln und Birkengestrüpp wucherten in den Ruinen. – Nach fast 600 Jahren wechselvoller Geschichte ist das alte Preußendorf Köthen eine Wüstung geworden.

Im August 1949 kam der Tag der Ausweisung und der Ausreise. Was dreieinhalb Jahre zuvor durch die Flucht nicht gelungen war, vollendeten nun die Russen mit Waggons.

Der Abschied von der Heimat fiel wohl niemand schwer, denn fremde Menschen hatten die Heimat entfremdet.

Was blieb und was bleibt zurück? – Erinnerungen an Schrecken und Tod, an erschossene, ermordete, verhungerte Angehörige, die irgendwo, notdürftig verscharrt in heimatlicher Erde ruhn, Erinnerung an verbrannte, zertrümmerte Heimstatt, an im Schnee erstarrte Menschen und Tiere.

Es bleibt uns aber auch die Erinnerung an Köthen und an seine Menschen, das bis zum 20. Januar 1945 wie im tiefsten Frieden lag.

Walter Breuksch

Wir konnten nicht halten, wir konnten nicht knien.

Sie kamen hinter uns, Wagen an Wagen, –

Unsre Herzen nur schrien:

O blick nach uns hin!

Agnes Miegel



Am 5. August 1950 wurde diese „Charta der deutschen Heimatvertriebenen“ in Stuttgart auf einer Großkundgebung in Gegenwart von Mitgliedern der Bundesregierung, der Kirchen und der Parlamente von dem Unbekannten Heimatvertriebenen verkündet. Sie trägt die Unterschriften der Sprecher der Landsmannschaften der Vertriebenen sowie der Vorsitzenden des Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen und seiner Landesverbände. In allen Teilen Deutschlands wurde sie auf Großkundgebungen bestätigt.

Im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen,
im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis,
im Bewußtsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen
Aufgabe aller europäischen Völker

haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebener nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europas ansehen.

1. Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.
2. Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.
3. Wir werden durch harte, unermüdliche Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.

Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet, ihn im Geiste töten.

Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen, zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird.

Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Unlätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken.

Darum fordern und verlangen wir heute wie gestern:

1. Gleiches Recht als Staatsbürger, nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.
2. Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes.
3. Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.
4. Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden.

Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht.

Die Völker müssen erkennen, daß das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen, wie aller Flüchtlinge, ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger Leistung fordert.

Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Elend für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.

Stuttgart, den 5. August 1950.

H. Linsen-Kahler *Walter Hübner* *S. M. Vieh*
4. d. B. *Reinhold Wagner* *Young Junger*
Josef Weller *L. Rudolf Wagner* *Aick Luft*
Hellmut Spöring *H. Alfred Eger* *H. Grottmann*
Thomson *Max von Kessel* *H. Smith*
Archiebald *Stewart Vindler* *Zitka Keller*
William Young *H. Alfred F. H.* *H. Walter Riese*
St. Vincent *H. Alfred F. H.* *Autenberken*
Jenssen Bergmann *H. Alfred F. H.* *W. G. H. H.*
A. Berchmann *H. Alfred F. H.* *Reatty*
Roman Herwig *H. Alfred F. H.* *H. Alfred F. H.*
H. Alfred F. H. *H. Alfred F. H.* *H. Alfred F. H.*

40 Jahre danach – Trauer und Besinnung

Von BdV-Präsident Dr. Herbert Czaja MdB

Die grausame Massenvertreibung war vor 40 Jahren in vollem Gang. Auch vor den Frontkämpfen geflüchtete Deutsche wurden nicht mehr in ihre Heimatorte zurückgelassen und von kommunistischen Eroberern vertrieben. Furchtbare Grausamkeiten begleiteten in den ersten Monaten diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Zu lange breitet man darüber den Schleier des Schweigens. In den letzten drei Jahren begann sich dies zu ändern.

Wir wollen nicht aufrechnen, nicht über Zahlen streiten, nicht Haß schüren. Ebenso wenig wollen wir die Erinnerung an zahllose Untaten, die auch Deutsche begingen, verdrängen. Jeder gemordete Mensch, Nichtdeutscher und Deutscher, ist ein unschätzbare Wert, jede Folter grauenvolles Leid.

1985 gedenken wir nicht nur der Ursachen und Umstände der Massenvertreibungen, ihrer Folgen und Aufgaben, die sie uns und anderen – nicht zuletzt im Zusammenhang auch mit neuen Vertreibungen – für Gegenwart und Zukunft stellen, sondern ebenso der deutschen und europäischen Katastrophen, die durch Beendigung der Kriegshandlungen am 8. Mai 1945 ihr teilweises Ende fanden. Dies war auch das Ende grausamer Diktaturen bei uns und bei anderen Völkern. Deren Schrecken und Untaten waren ungeheuerlich. Die Millionen von Toten des Krieges und grausamer Gewalttaten sind für unser Volk, für andere Völker, aber auch für die Vertriebenen gerade 1985 Anlaß zur tiefen Trauer und Besinnung.

Die Kräfte des nicht-kommunistischen Widerstandes, von den Sozialdemokraten über die Christen bis zu Konservativen, die aufs Schafott gingen, wußten um die Untaten und wollten das Grauen beenden; die meisten von ihnen wollten aber auch eine sittlich gereinigte Rolle und Pflichterfüllung der Deutschen in einem freien Europa. Diese sollten auf dem Recht, auf der Würde der Person und der Völker, darunter auch unseres Volkes, gründen und zu einem Neubeginn der Zusammenarbeit führen. Jene Kräfte planten dazu manche Strukturen, die in der Bundesrepublik Deutschland nachwirkten. Sie wollten Treue zu Deutschland und berechtigten Interessen der Deutschen.

Das Völkerrecht kennt keinen Strafprozeß, aber es gilt, politisches und anderes Unheil, im Namen der Deutschen und anderer vollzogen, durch konstruktive Zusammenarbeit mit geschädigten Völkern zu überwinden und dabei die guten Seiten der Deutschen – auch zugunsten der Freiheit und Existenz anderer Völker – zu entfalten. 1985 gedenken wir ebenso dieser konstruktiven Aufgaben.

Wir verdrängen allerdings auch nicht die Tatsache, daß Sorglosigkeit, Fehlentscheidungen, selbst verursachte Schwächen und Verkennung der Diktatur seitens freier Staaten dem Durchbruch der Unterwerfungspolitik Hitlers vorangingen. Die Folgen dieser fundamentalen Fehler sollte man nicht übersehen. Sie sind eine bittere Mahnung, daß man im Bereich freier Staaten und Völker die Abschreckung militärisch-politischer Erpressung, Verteidigungswillen und Verteidigungskraft nicht zu spät entfalten darf.

1945 hat die sowjetische Gewaltherrschaft einen tiefen Einbruch in Europa erzielt. Vielen Nachbarvölkern brachte dies drückende Unfreiheit, unser Volk und Vaterland sind geteilt. Die Bestrebungen, diese grausame Vorherrschaft auszuweiten sind nicht zum Stillstand gekommen. Eine Welle der Beschuldigungen in Bezug auf Holocaust und Revanchismus rollt auf uns zu. Wir müssen dem mit tapferer Haltung und einem festen und klugen Maß der Offenlegung auch deutschen und fremden Unrechts bis zur gerechten Selbstbehauptung, unter Hervorkehrung von Dokumenten der Menschlichkeit und konstruktiver Taten, begegnen.

Niemandem ist damit gedient, wenn wir ersatzlos verzichten und abschreiben: nicht einem dauerhaften Ausgleich mit den Slawen, nicht der Überwindung der Teilung Deutschlands und Europas, nicht einem echten Frieden. Die Erschütterung der Volkswirtschaften und Gesellschaften im Osten wird früher oder später zu mehr Zusammenarbeit mit dem Westen auf Zeit, später vielleicht auf Dauer, zwingen. Wir wollen seit Jahren einen friedlichen Handel zu einer freiheitlichen und föderalen Ordnung der Staaten – darunter Deutschlands –, der Völker und Volksgruppen – auch der Deutschen – auf der Grundlage des Rechts und gegenseitiger Achtung sowie des Ausgleichs. Dabei darf es nicht neue Unterdrückungen und Vertreibungen geben. Im freien Teil Deutschlands müssen wir ein tapferes, aber auch europäisch-geöffnetes, von humanistischen und christlichen Werten bestimmtes deutsches Volks-, National- und Selbstbewußtsein entfalten.

Auch für diesen Heimatbrief benötigen wir **Ihre Spende**. Benutzen Sie das beiliegende Überweisungsformular oder überweisen Sie auf das Postgirokonto der Kreisgemeinschaft Wehlaue Hamburg 2532 67 - 208.

Das Ostpreußenblatt

gehört in jede ostpreußische Familie. Es ist die einzige Zeitung, die unsere heimatpolitischen und heimatkundlichen Belange vertritt und pflegt. Es ist das einzige Blatt, das unser Recht auf die Heimat mit Nachdruck fordert und mit Offenheit das preußisch-deutsche Bewußtsein wachhält. Das Ostpreußenblatt ist Deine Heimatzeitung, die auch unsere Kreisnachrichten und Ankündigungen bringt. Es erscheint wöchentlich.

Fordern Sie **Probeexemplare unverbindlich**
an bei

Das Ostpreußenblatt

Vertrieb

Postfach 32 32 55, 2000 Hamburg 13

Ein Testament ist notwendig

Das Lastenausgleichsgesetz vom 1. Oktober 1969 wurde – so steht es in der Präambel – unter dem ausdrücklichen Vorbehalt beschlossen, „daß die Gewährung und Annahme von Leistungen keinen Verzicht auf die Geltendmachung von Ansprüchen auf Rückgabe des von den Vertriebenen zurückgelassenen Vermögens bedeutet“, und unter dem weiteren ausdrücklichen Vorbehalt, „daß die Gewährung und Annahme von Leistungen für Schäden im Sinne des Beweissicherungs- und Feststellungsgesetzes weder Vermögensrechte des Geschädigten berühren noch einen Verzicht auf Wiederherstellung der unbeschränkten Vermögensrechte oder auf Ersatzleistungen enthalten ...“ Wir sind also nach wie vor Eigentümer unseres Besitzes im Osten, also ist es auch notwendig, diesen Besitz im Testament zu erwähnen.

Nachstehend ist als Muster der Text eines Testaments angegeben. Durch entsprechende Abwandlung mit den Angaben des eigenen Falles kann danach jeder sein eigenes Testament aufsetzen.

Muster

Otto Müller

Düsseldorf, den 16. September 1975
Breslauer Straße 53

Mein Testament

Im Falle meines Todes erbt meine Ehefrau Hildegard Müller, geb. Schneider, als *Vorerbin mein gesamtes Vermögen in Westdeutschland*; *Nacherben sind meine drei Kinder* Walter Müller, Gerhard Müller und Elke Sommer, geb. Müller, zu gleichen Teilen.

Über mein Grundeigentum in Ostpreußen verfüge ich wie folgt: Mein Grundeigentum und meinen landwirtschaftlichen Betrieb in Heinrichsdorf, Kreis Insterburg, Provinz Ostpreußen, Insterburger Straße 12, Grundbuch von Heinrichsdorf, Band 10, Blatt 33, Flur 29, Flurstücke 1–23 und Flur 31, Flurstücke 28–36 usw., insgesamt 135,76 ha, erbt mein Enkel Thorsten Müller, der Sohn meines Sohnes, Walter Müller.

Mein Grundeigentum und mein Haus in Insterburg, Bismarckstraße 12, Grundbuch von Insterburg, Band 12, Blatt 245, Flur 17, Flurstück 24/8, 10,50 a, erbt meine Tochter Elke Sommer, geb. Müller, als *Vorerbin*, und ihre Tochter Heidrun Sommer als *Nacherbin*.

(Fortsetzung Rückseite)

Literatur

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa; Band I, 1 – 3, Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung östlich der Oder-Neiße; Deutscher Taschenbuchverlag, München.

Arndt, W.: Die Flucht und Vertreibung; Podzun-Pallas-Verlag, Friedberg 3, 1984.

Brustat-Naval, Fritz: Unternehmen Rettung; Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford, 1970.

Dieckert/Großmann: Der Kampf um Ostpreußen; Gräfe und Unzer Verlag, München, 1960.

Falk, Lucy: Ich blieb in Königsberg; Gräfe und Unzer Verlag, München, 1965.

Franken, Bernd: Die große Flucht; Hestia-Verlag, Bayreuth, 1975.

Fredmann, Ernst: Sie kamen übers Meer; NWZ-Verlag, Düsseldorf, 1981

Kalusche, Elfriede: Unter dem Sowjetstern; Schild-Verlag, München, 1974.

Karweina, Günter: Der große Treck; Eduard Wancura Verlag, Stuttgart, 1958.

Lasch, Otto: So fiel Königsberg; Gräfe und Unzer Verlag, München, o.J.

Lass, Edgar Günther: Die Flucht – Ostpreußen 1944/45; Podzun-Verlag, Bad Nauheim, 1964.

Graf von Lehndorff, Hans: Ostpreußisches Tagebuch; Biederstein-Verlag, München, 1961.

Linck, Hugo: Königsberg 1945 – 1948; Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 1956.

Nawratil, Heinz: Vertreibungsverbrechen an Deutschen; Universitas-Verlag, München, 1982.

Peitsch, Helmut: Verlassen in der Heimat; Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 1981.

Reinoß, Herbert: Letzte Tage in Ostpreußen; Ullstein-Verlag, Frankfurt/M., Berlin, Wien, 1985.

Rosin, Hildegard: Führt noch ein Weg zurück? (Reihe „Stunde Null“, Schicksale 1945 – 1949); Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 1983.

Thorwald, Jürgen: Es begann an der Weichsel; Steingrüben-Verlag, Stuttgart, 1953.

Vondran, Emmerich: Ostpreußen im Fegefeuer; Thurm-Verlag, Osterzell, 1975.

Wagner/Stamm: Die letzten Stunden daheim; Staats- und wirtschafts-politische Gesellschaft, Köln, 1972.

Wolf, Horst: Ich sage die Wahrheit oder ich schweige – als Arzt in Pr. Eylau bei der Roten Armee (Reihe „Stunde Null“, Schicksale 1945 – 1949); Verlag Gerhard Rautenberg, Leer, 1983.

de Zayas, Alfred M.: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen; Verlag C. H. Beck, München, 1978.

de Zayas, Alfred M.: Zeugnisse der Vertreibung; Sinus-Verlag, Krefeld, 1983.

Für den Fall, daß meine Erben Thorsten Müller und Elke Sommer bzw. Heidrun Sommer wegen der bestehenden politischen Verhältnisse nicht in der Lage sind, das ihnen von mir vermachte Eigentum in Insterburg bzw. Heinrichsdorf anzutreten, sind sie gehalten, jeweils wieder nur einen Erben zu bezeichnen und sie zu veranlassen, gegebenenfalls ihrerseits ebenso zu verfahren, um eine Zersplitterung des Grundeigentums durch mehrmalige Erbfolge bis zum endgültigen Wiederantritt des Eigentums zu verhindern.

Soweit einzelne Bestimmungen des Testaments ungültig werden sollten, sollten trotzdem die angegebenen Verfügungen bleiben.

Otto Müller